

Geschichte in Köln

Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte

64

2017

Herausgegeben von

Thomas Deres – Christian Hillen – Michael Kaiser – Martin Kröger
Stefan Lewejohann – Georg Mölich – Joachim Oepen – Wolfgang Rosen
Lars Wirtler – Stefan Wunsch

in Verbindung mit

Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e.V.

Band 64 2017

herausgegeben von

Michael Kaiser, Joachim Oepen und Stefan Wunsch



2017

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Impressum

»Geschichte in Köln« (GiK) entstand 1977 als studentische Zeitschrift am Historischen Seminar der Universität zu Köln, das erste Heft erschien im April 1978. Das damalige Konzept, neben etablierten Autoren auch Beiträge von Studierenden zu veröffentlichen, erwies sich als überaus erfolgreich, da so wichtige Forschungsergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten. Die ab Band 48 als umfangreicher Jahrgangsband publizierte Zeitschrift enthält Aufsätze, Miscellen und Rezensionen. Der Schwerpunkt liegt auf der kölnischen Stadtgeschichte und der rheinischen Landes-, Regional-, Stadt- und Ortsgeschichte, wobei in GiK durchaus auch Beiträgen mit übergreifendem Ansatz oder zur vergleichenden Stadtgeschichte ein Forum geboten wird. Dabei wurde das Prinzip beibehalten, Beiträge aus dem Entstehungskontext wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten neben Aufsätzen etablierter Historikerinnen und Historiker zu veröffentlichen.

Seit 1995 erscheint GiK mit dem Untertitel »Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte«, seit 1998 wird sie in Verbindung mit dem Verein Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e. V. herausgegeben. GiK ist auch Jahressgabe für die Mitglieder des »Fördervereins Geschichte in Köln e. V.«.

Herausgeber: T. Deres – C. Hillen – M. Kaiser – M. Kröger – M. Lewejohann – G. Mölich – J. Oepen – W. Rosen – L. Wirtler – S. Wunsch
in Verbindung mit: Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e. V.

Band 64 herausgegeben von Michael Kaiser, Joachim Oepen und Stefan Wunsch

Redaktionsanschrift: Geschichte in Köln, Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte,
c/o Stefan Wunsch M.A., Franz-Denhovenstraße 51, 50735 Köln, www.geschichte-in-koeln.de
E-Mail: geschichte-in-koeln@netcologne.de

Verlag: Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien, Lindenstraße 14, D-50674 Köln,
www.boehlau-verlag.com

Lektorat: Stefan Wunsch, Köln; **Umschlaggestaltung:** Guido Klütsch, Köln
Satz: büro mn, Bielefeld; **Druck:** Strauss, Mörtenbach
Printed in the EU

© 2017 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien.
Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Erscheinungsweise/Bezugsbedingungen: Geschichte in Köln erscheint einmal im Jahr und kann
über den Buchhandel oder unmittelbar beim Verlag bezogen werden. Das Abonnement kostet
20,- EUR (zzgl. Porto). Der Einzelpreis beträgt seit Heft 61/2014 24,90 EUR.

Zur Titelabbildung: Denkmalrelief zur Schlacht an der Ulrepforte (um 1360), Ausschnitt
(Foto: Sabrina Walz/RBA)

ISSN 0720 3659, ISBN der aktuellen Ausgabe: 978-3-412-51152-4

Inhalt

Editorial 40 Jahre Geschichte in Köln	7
Maria Schäpers Lothar I. und Köln	9
Simon Rauch Sozialdisziplinierung im spätmittelalterlichen Köln am Beispiel der Zünfte	23
Markus Jansen Die Memoria von Krieg und Verteidigung im spätmittelalterlichen Köln	43
Mario Kramp »Der ganze Bau stand von vornherein unter einem Unglücksstern«. Der Sicherheitshafen: Köln und seine Großbaustelle 1788–1896	71
Margrit Schulte Beerbühl Aufstieg und Niedergang der Rheinischen Schokoladen-Industrie (circa 1850–1970)	99
Ulrich Offerhaus Die Kölner Lackfabrik Bollig & Kemper und der untergetauchte »Jude« Leopold Seligmann im »Dritten Reich«	125
Birgit Bernard/Jürgen Müller Peter Winkelkemper, Oberbürgermeister der Stadt Köln 1941–1944 – biographische Annäherungen an einen NS-Funktionär	155
Ingo Niebel »Wörum schrieve denn uns Zeidungen immer vom »bolschewistischen« Spanien?« Wie der »Westdeutsche Beobachter« und die »Kölnische Zeitung« über den Spanischen Bürgerkrieg berichteten	191
Keywan Klaus Münster »König oder Privatmann«. Das kirchliche Lehramt und die Einrichtung der »Abwehrstelle gegen die antichristliche Propaganda« in Köln	215
Philipp Hoffmann Die Gründung der IVECO – Klößner-Humboldt-Deutz und die Konzentrationsbewegung der deutschen Nutzfahrzeugindustrie in den späten 1960er-Jahren	241

Dominik Leyendecker Die Schlösser Augustusburg und Falkenlust in Brühl als UNESCO-Weltkulturerbe – Eine Untersuchung zu ihrer Aufnahme in die Welterbeliste im Jahr 1984	269
---	------------

Miszellen

Margret Wensky Weiterführend oder ärgerlich? Anmerkungen zu der Neuerscheinung von Muriel González Athenas »Kölner Zunfthandwerkerinnen 1650–1750. Arbeit und Geschlecht«	291
--	------------

Janek Cordes/Niklas Frechen/Lisa Kemle/Judith Uebing Camp Colonia – das historische Barcamp für Köln	303
--	------------

Sascha Pries Migrationsgeschichte im Kölnischen Stadtmuseum und der Ankauf der Inneneinrichtung des Restaurants »Bosporus«	311
--	------------

Buchbesprechungen	325
--------------------------------	------------

Alfred Schäfer: Götter, Gaben, Heiligtümer. Römische Religion in Köln <i>von Lars Wirtler</i>	325
--	------------

Mario Kramp/Marcus Trier: Der Heumarkt. Drunter und drüber, Begleitband zur Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums und des Römisch-Germanischen Museums der Stadt Köln im Kölnischen Stadtmuseum vom 9. Dezember 2016 bis 1. Mai 2017 <i>von Joachim Oepen</i>	326
---	------------

Kommen. Gehen. Bleiben. Zur Geschichte der Migration im Kreis Euskirchen <i>von Stefan Wunsch</i>	328
--	------------

Stefan Gorißen/Horst Sassin/Kurt Wesoly (Hg.): Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806; Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert <i>von Christian Hillen</i>	331
--	------------

Wolfgang Rosen: Die Ökonomie des Kölner Stiftes St. Aposteln. Strukturen und Entwicklungen vom Mittelalter bis 1802 <i>von Immo Eberl</i>	333
---	------------

Andreas Speer/Andreas Berger: Wissenschaft mit Zukunft. Die »alte« Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte <i>von Thomas Becker</i>	335
Marc Steinmann/Joachim Oepen: Der Severinzyklus <i>von Wolfgang Schmid</i>	338
Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Bd. XXII: Nordrhein-Westfalen II <i>von Michael Kaiser</i>	340
Christine Maes: Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freundschaft und Liebe. Die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Briefwechsel mit Margaretha von der Marck-Arenberg <i>von Michael Kaiser</i>	342
Helmut Heckelmann: Maria Clementine Martin (1775–1843). Ordensfrau, »Quacksalberin«, Unternehmerin <i>von Thomas Deres</i>	345
Frank Bartsch: Kontinuität und Wandel auf dem Lande. Die rheinische Bürgermeisterei Lechenich im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (1815–1914) <i>von Thomas Deres</i>	346
Simon Ebert: Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951) <i>von Thomas Deres</i>	348
»Man hat mir gesagt, meine Augen waren blau.« 125 Jahre Rheinischer Blindenfürsorgeverein 1886 Düren <i>von Stefan Wunsch</i>	350
Wolfgang Schmid im Auftrag des Eifelvereins: Festschrift 125 Eifelverein (1888–2013). Band 1: Der Eifelverein auf seinem Weg durch die Geschichte <i>von Stefan Wunsch</i>	352
Hermann-Josef Scheidgen: Ein Jahrhundert Nächstenliebe. Die Geschichte des Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln e. V. <i>von Thomas Deres</i>	354
Wiebke Hoppe/Wolfgang Wegener: Archäologische Kriegsrelikte im Rheinland. Mit Beiträgen von Christoph Keller, Christiane Schmidt und Claus Weber <i>von Stefan Wunsch</i>	355

Abstracts	358
Autorinnen und Autoren	362

Buchbesprechungen

Alfred Schäfer: Götter, Gaben, Heiligtümer. Römische Religion in Köln, Darmstadt: Philipp von Zabern Verlag 2016, 128 S., 6 s/w-Abb., 93 Farbabb., 29,90 Euro.

Die Geschichte des römischen Köln ist noch lange kein abgeschlossenes Kapitel. Ein eindrucksvoller Beleg dafür ist das hier anzuzeigende Buch von Alfred Schäfer, der wissenschaftlicher Mitarbeiter des Römisch-Germanischen Museums ist und als Privatdozent am Archäologischen Institut der Universität zu Köln lehrt. Bereits 1975 hatte Günter Ristow eine Monographie zum Thema Religion im römischen Köln mit dem Titel »Religionen und ihre Denkmäler im antiken Köln« vorgelegt, aber diese verdienstvolle Arbeit entspricht nicht mehr dem neuesten Forschungsstand, da das archäologische Fundgut der letzten Jahrzehnte unser Wissen beträchtlich erweitert hat. Worin liegt nun aber die Besonderheit des Themas Religion begründet?

Zunächst war eine zentrale Intention bei der Gründung des oppidum Ubiorum religionspolitischer Art, da der Ort Sitz des Zentralaltars für die zu gründende Provinz Germania werden sollte (wohl schon seit 8/7 v. Chr., S. 16 ff.).

Diese Funktion als Zentralaltar für Roma und Augustus behielt die junge Siedlung auch nach Aufgabe weiterer Eroberungspläne unter Kaiser Tiberius bei, was seinen Niederschlag auch im Namen der neugegründeten Kolonie 50 n. Chr. fand, in dem »ara« ein integraler Bestandteil wurde. Aber auch sonst spielte die Religion bei der Romanisation des neu unterworfenen Gebietes eine zentrale Rolle, wobei diese zunächst fast ausschließlich vom Militär ausging (S. 15). Später, vor allem nach der Erhebung zur Kolonie, kam es zunehmend zu einem Neben- und schließlich Miteinander römischer Religionselemente wie dem eben erwähnten Herrscherkult und der Verehrung der kaptolinischen Trias Jupiter, Juno und Minerva, die auch Ausdruck in einem repräsentativen Tempelbau fand (S. 64 ff.), und indigen keltisch-germanischer Glaubensvorstellungen, für die hier besonders der Matronenkult angeführt sei (S. 45 ff.). Diese eigentümliche Gemengelage dürfte spätestens seit der Erhebung Kölns zur Provinzhauptstadt von Germania inferior unter Kaiser Domitian (etwa 85 n. Chr.) Gestalt angenommen haben, was vor allem durch das ab dieser Zeit zu datierende Fundmaterial (Weihealtäre, Votivsteine, sonstige Inschriften, Statuetten) dokumentiert wird.

Dabei muss man sich immer vor Augen halten, dass Religion keineswegs Privatsache war, sondern dass ihre Rituale den Alltag in einer Weise prägten, wie wir es heute allenfalls aus der islamischen Welt kennen. In späterer Zeit gewannen zunehmend auch orientalische Kulte Anhänger, wobei hier besonders die der Isis und des Mithras erwähnt seien (S. 85 ff.). Möglich wurde dies durch den integrativen Charakter der römischen Religion, die anders als die monotheistischen Religionen keinen Ausschließlichkeitsanspruch erhob, sodass man in weiten Teilen des Imperium Romanum von einer geradezu modern anmutenden »Patchworkreligiosität« sprechen kann. Leider verzichtet der Autor darauf hinzuweisen, dass die römische Religion schon ihrerseits nichts Gegebenes, sondern selbst durchaus ein Konstrukt war, da die ursprünglich

unpersönlichen und abstrakten italischen Gottheiten erst durch den Kontakt zuerst mit den unter hellenischen Kultureinfluss stehenden Etruskern, dann ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. den Griechen selbst anthropomorphisiert und gleichsam »olympisiert« wurden, sodass auch die Religion der Römer weitgehend eklektisch war.

Diese Glaubensvorstellungen gerieten spätestens ab der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. in die Krise, und das Christentum gewann immer mehr an Boden (S. 110 ff.). Dies war ein eher langwieriger und evolutionärer Vorgang, sodass auch im Jahr 313 n. Chr., als mit Maternus erstmals ein christlicher Bischof für Köln bezeugt ist, das Heidentum durchaus noch existent war. Hier ist kein gewaltsames Ende, sondern ein langsames Erlöschen anzunehmen.

Der Autor gliedert sein Werk streng chronologisch, was gerade für den Historiker einen besseren Zugang erlaubt, als wenn er es etwa nach Kulturen oder Denkmälergruppen aufteilen würde. Überhaupt ist diese Monographie ein wertvoller Beitrag zur Kölner Stadtgeschichte, der zwar vergleichsweise kurz (128 S.), aber hochkarätig ist.

Ein Wort noch zu den Abbildungen: Hier benutzt der Autor vielfach computer-generierte Ansichten des römischen Köln, die auch schon im Römisch-Germanischen Museum großen Anklang fanden (S. 10). Diese Bilder vermitteln besonders eindrucksvoll eine Vorstellung davon, wie unsere Stadt in längst vergangener Zeit ausgesehen haben mag.

Lars Wirtler, Köln

Mario Kramp/Marcus Trier (Hg.): Der Heumarkt. Drunter und drüber, Begleitband zur Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums und des Römisch-Germanischen Museums der Stadt Köln im Kölnischen Stadtmuseum vom 9. Dezember 2016 bis 1. Mai 2017 (Schauplatz Kölner Geschichte, Bd. 3), Köln: J. P. Bachem Verlag 2017, 271 S., zahlr. Abb., 16,95 Euro.

Angesichts des dritten Bandes der Schriftenreihe »Schauplatz Kölner Geschichte« ist man versucht, jenes bekannte Bonmot anzubringen, wonach das, was in Köln zweimal stattfindet, Tradition ist, und was dreimal stattfindet, Brauchtum. Demnach hätten die vom Römisch-Germanischen Museum und Kölnischem Stadtmuseum gemeinsam präsentierten Ausstellungen, in denen es jeweils um die Geschichte eines ausgewählten Stadtquartiers – in Köln mit dem terminus technicus »Veedel« bezeichnet – geht, den Status des Brauchtums erreicht. Doch eine solche Sichtweise erscheint dem Rezensenten des dazugehörigen Begleitbandes allzu trivial: Schon eine solche Zusammenarbeit zweier städtischer Kulturinstitutionen verdient lobenswerte Hervorhebung, da sie leider alles andere als selbstverständlich ist. Zudem handelt es sich um zwei Häuser, die baulich so arg gebeutelt sind, dass sie nur noch unter Mühen einem der Kerngeschäfte von Museen – der Präsentation von Objekten – nachkommen können; da gehört schon einiges an Durchhaltevermögen und Motivation aller Beteiligten dazu, allen widrigen Umständen zum Trotz solche Sonderausstellungen zusammenzubringen.

So fiel denn für Ausstellung und Begleitband bei Schauplatz Nummer 3 nach dem Waidmarkt und dem Eigelstein die Wahl auf den Heumarkt. Dieser »Schauplatz Kölner Geschichte« unterscheidet sich insofern von den ersten beiden, dass hier tatsächlich der Platz im Mittelpunkt steht und nicht ein ganzes Viertel. Dementsprechend kommt es zu einer thematischen Beschränkung, die eine topographische ist: Es geht, von wenigen Ausnahmen wie dem Ubiermonument abgesehen, ausschließlich um den Heumarkt und die auf ihn unmittelbar hinführenden Straßen. Da mag man einwenden, dass weder das Overstolzenhaus in der nahen Rheingasse noch die beiden Kirchen St. Maria im Kapitol und Groß St. Martin zu ihrem Recht kommen, zumal die Pfarargebiete der letzteren zeitweise auch Teile des Heumarktes umfassten. Dennoch wird man die rigorose Konzentration auf den Heumarkt nachvollziehen können, hat dieser Platz als einer der bis heute größten und bedeutendsten in der Stadt mit seiner 2.000-jährigen Geschichte doch mehr als genug zu bieten. Und die wird präsentiert in 39, meist flott geschriebenen Essays, ergänzt durch reichliches, oft opulent, bisweilen aber auch zu klein dargebotenes Abbildungsmaterial sowie durch drei Pläne von 1571 (Mercatorplan; leider unscharf), 1836/37 (preußisches Urkataster) und 2016, die zur Orientierung allerdings auch nötig sind. Einen Rahmen schaffen der Überblicksbeitrag »Ungerm Stätz vom Pääd! 2.000 Jahre Heumarkt« (Mario Kramp/Marcus Trier, S. 13–21) sowie der Blick auf die »Heumärkte dieser Welt« (Stefan Lewejohann: Von Chicago bis nach Synde, S. 259–261).

Innerhalb dieses Rahmens erfährt der Leser in chronologischer Ordnung allerhand über Menschen, Gebäude und Leben am und um den Heumarkt. Entsprechend der Bedeutung für den Platz kommen einige Themen mehrfach vor. So durchzieht die Funktion des Platzes als Marktplatz einen Großteil der Beiträge vom Mittelalter bis in die Gegenwart, und selbstredend werden die faszinierenden Ergebnisse der Grabungen von 1996 bis 1998 in einem eigenen Beitrag (Thomas Höltken/Stefan Lewejohann: Wo der Rubel rollt ... Der Heumarkt als mittelalterlicher Marktplatz, S. 69–85) vorgestellt. Aber auch die für bald fünf Jahrzehnte den Platz prägende Hauptmarkthalle erhält gebührenden Raum (Rita Wagner: Die Hauptmarkthalle. Vom sozialen Brennpunkt zum Kühlkeller, S. 179–185). Gleich drei Beiträge befassen sich mit dem Reiterdenkmal auf dem Heumarkt. Daneben geht es um das Ubiermonument, die Marspforte, die römische Rheinbrücke, allerlei archäologische Funde und Befunde, die erzbischöfliche Münze, die Börse, die Fleischhalle, die Stadtbefestigung, Klein St. Martin, den Heumarkt als mittelalterliche Hinrichtungs- und Gerichtsstätte, die preußische Wache, das Hänneschen, die Handwerkskammer sowie als jüngste und hoffentlich nur vorübergehend am Heumarkt angesiedelte Einrichtung das Kölner Stadtarchiv. Auch an das pralle Leben auf und rund um den Platz wird erinnert, so an den »Heumarkt vor dem Heumarkt« (Thomas Höltken/Marcus Trier: Vom Leben der frühmittelalterlichen Colonia, S. 61–67) – dies wiederum mit Befunden der schon genannten Ausgrabungen –, einen handfesten, aber vertuschten Sexskandal des Jahres 1484, an den Tabakhändler Foveaux mit Firmensitz in der Bolzengasse, an das jüdische und in der NS-Zeit für immer ausgelöschte jüdische Leben oder an die »schwule Meile Heumarkt« (Rüdiger Müller: Günter, Jürgen, Hühner-Franz. Schwule Meile Heumarkt, S. 221–225) in den Nachkriegsjahrzehnten – um nur einige zu nennen.

Doch das meiste von alledem gehört einer längst versunkenen Welt an. Überdies ist es bis heute nicht gelungen, dieses Umfeld nach den Zerstörungen des Kriegs städtebaulich zu gestalten, auch wenn nach der Jahrtausendwende ein Großteil des Platzes neu gepflastert wurde und »et Pääd« (das Reiterdenkmal) seit einigen Jahren wieder zurück ist. Zu groß ist, das wird im Beitrag von Thomas Werner über »die Ost-West-Achse der NS-Zeit vom Rudolfplatz zum Heumarkt« (»Quer über den Heumarkt«, S. 197–201) deutlich, die Hypothek jener Zeit: Noch immer wird der Heumarkt von Verkehrsstraßen regelrecht zerschnitten, wobei »statt einer würdigen Platzeinfassung [...] der Strom der vorbeifahrenden Autos und die Waschbetonbrüstungen der KVB-Trasse den südlichen Abschluss jenes Altstadtplatzes [bestimmen]« (S. 201). Hinzu kommen die Entwicklungen der letzten Jahre »vom Marktplatz zur Feiermeile« (Stefan Lewejohann/Sascha Pries: Zur Eventkultur auf dem Heumarkt, S. 251–257), die die Autoren fast schon resignativ fragen lassen: »Hat der Heumarkt seine Funktion als Träger Kölner Identität verloren? Sollte er – wenn es so weitergeht – bald nur noch die Decke eines Parkhauses sein?« (S. 257).

Gerade an diesen Umständen wird deutlich, wie wichtig es für die Identität einer Stadt und ihrer Menschen ist, die Geschichte solcher »Schauplätze« historischen Geschehens nicht vollkommen aus dem Blick zu verlieren. Daher kann man die beiden Museen nur ermuntern, die Tradition (im oben genannten Sinne) der »Schauplätze Kölner Geschichte« fortzuführen. Allerdings bedarf es dazu auch der nötigen Ausstattung dieser Häuser – und die fängt ganz banal bei funktionierenden Museumsgebäuden an.

Joachim Oepen, Köln

Kommen. Gehen. Bleiben. Zur Geschichte der Migration im Kreis Euskirchen. (Geschichte im Kreis Euskirchen, Band 29), hg. vom Geschichtsverein des Kreises Euskirchen e. V., Weilerswist: Verlag Ralf Liebe 2015, 317 S., zahlr. farb. Abb., 25,00 Euro.

Als sich der Geschichtsverein des Kreises Euskirchen an die Erarbeitung der gelungenen Ausstellung »Kommen. Gehen. Bleiben.« machte, die vom 1. September bis zum 16. Oktober 2015 zuerst im Kreishaus Euskirchen und dann an weiteren Orten in der Region gezeigt wurde, war vielen Menschen bereits bewusst, dass Migrationsbewegungen die Gesellschaft des heutigen Deutschland von Anbeginn begleiten und prägen. Die Behauptung des Gegenteils zählt allerdings zu den gerne und lange wiederholten politischen Lebenslügen der Republik. Welche Aktualität die Ausstellung zum Zeitpunkt ihrer Eröffnung im Herbst 2015 jedoch im Hinblick auf Flucht und Asyl, auf Menschenfreundlichkeit und Menschenfeindlichkeit in Deutschland und Europa haben würde, dürften auch die Ausstellungsmacher am Anfang ihrer Überlegungen kaum geahnt haben.

Wie die Ausstellung, so legt auch der hier vorzustellende, reich bebilderte Begleitband einen umfassenden Migrationsbegriff zugrunde. In zeitlicher Hinsicht wird für den Raum des heutigen Kreises Euskirchen ein weiter Bogen von den wandernden Eiszeitjägern des Jungpaläolithikums über die Römerzeit sowie das Mittelalter und

die Frühe Neuzeit bis hin zur Gegenwart gespannt. Die Texte stammen von Gabriele Rüniger, Harald Bongart, Hans-Gerd Dick, Theo Heinrichs, Gabriele Rollfing-Schmitz, Hans-Helmut Wiskirchen und Octavia Zanger.

Die Erzählung der Publikation geht dabei – so weit die Quellen dies zulassen – von den Menschen aus, die freiwillig oder unfreiwillig in den heutigen Kreis Euskirchen zu- oder aus diesem Gebiet ausgewandert sind. Schlaglichtartig rücken so Lebenswege und Schicksale einzelner Menschen in den Vordergrund, die die Region vielfältig prägten und ihre Geschichte mit gestalte(te)n. Die Publikation vereint somit Geschichten weiträumiger oder regionaler Migrationsbewegungen sowie temporärer Arbeitsmigration, erzählt aber auch von Flucht, Deportation oder den Folgen kriegerischer Ereignisse, von längerfristigen Aus- oder Zuwanderungen. Diese Mosaikstücke ermöglichen schließlich ein vielschichtiges Bild: So finden sich hier ebenso der gebürtige Kölner Franz Raveaux (1810–1851), der in Blankenheim einige Zeit seinen Lebensunterhalt als Auswanderungsagent nach Amerika verdiente, bevor der Revolutionär 1849 vor politischer Verfolgung und zu erwartender Todesstrafe flüchten musste (S. 114f.), wie auch Anton Löhner (1850–1934), der im heimatlichen Pingsdorf (heute Stadt Brühl) keine Chancen für sich sah und vom Land in die Stadt, in diesem Fall nach Euskirchen, zog, um dort sein Glück zu suchen. Johann (Giovanni Maria) Sitta (1877–1961) hingegen war einer der italienischen Arbeiter, den die Suche nach einem Lebensunterhalt schließlich zur Großbaustelle der Urftalsperre geführt hatte; Sitta heiratete eine junge Frau aus Wollseifen und fand in der Eifel seine Heimat (S. 144–147). Folgte man einer verbreiteten menschenverachtenden Diktion, so müssten beispielsweise Konrad Nigg (1730–1810) aus Galtür – Steinmetz, Architekt und Mönch im Kloster Steinfeld – und andere als ›Wirtschaftsflüchtlinge‹ ob der Lebensbedingungen in der alpinen Heimat gelten (S. 62ff.). Die Leser stoßen auf Arbeiter aus der Wallonie, die als Fachkräfte für das Hüttenwesen im 17. Jahrhundert angesiedelt wurden, auf Soldaten der französischen Revolutionstruppen, die der Liebe wegen eine neue Heimat fanden, auf den Revolutionssoldaten Jakob Wilhelm Peetz (1790–1856) aus Dollendorf, der in seinen Aufzeichnungen, einem höchst aufschlussreichen Ego-Dokument festhielt, wie er mit der Grande Armee ins Zarenreich gelangte und zeitweise die russische Staatsbürgerschaft innehatte, bevor ihn das Heimweh zurück in die Eifel drängte (S. 92ff.). Die Auswanderung von Menschen aus der Eifel in die USA im 19. Jahrhundert wird ebenso veranschaulicht wie das Los von Saisonarbeitern und Saisonarbeiterinnen russischer und polnischer Nationalität. Während diese vor 1914 noch als wichtige Kräfte in der hiesigen Landwirtschaft arbeiteten, galten sie während des Ersten Weltkriegs plötzlich »als feindliche Ausländer« und wurden zu dieser Zeit gar teilweise zu Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern (S. 150–155).

Die in dem Band thematisierten Migrationsbewegungen des 20. Jahrhunderts sind zuerst vorrangig nicht aus freien Entscheidungen, sondern aus Zwang und Willkür entstanden: Beispiele wie die der Familien Nathan und Wolff führen die Ausgrenzung, die Entrechtung, die erzwungene Auswanderung sowie die Deportation alteingesessener Eifler Familien jüdischen Glaubens in der NS-Zeit vor Augen. Viele jüdische Familien aus der Eifelregion wurden aus ihrer Heimat Münstereifel über Köln-Deutz nach Theresienstadt und nach Malyj Trostenez bei Minsk deportiert und dort zumeist

1942 ermordet (S. 158–183). Die in dem Band ausgewählten Schicksale und Lebenswege von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern während des Zweiten Weltkriegs führen die erzwungenen Migrationsbewegungen in die Eifelregion hinein vor Augen. Auch diese Menschen prägten die Region zeitweise, ebenso wie jene »Heimatvertriebenen« und Flüchtlinge aus den Ostprovinzen des damaligen Deutschen Reichs und den deutschen Siedlungsgebieten in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, die sich im heutigen Kreisgebiet ein neues Leben aufbauten. Erwähnt wird auch der besondere Fall derjenigen Menschen, die im Eifeldorf Wollseifen lebten. Sie wurden 1946 gezwungen, ihr Heimatdorf zu verlassen, da dort das Areal des Truppenübungsplatzes rund um die ehemalige Ordensburg Vogelsang eingerichtet wurde (S. 250 ff.).

Weitere Facetten der vielfältigen Migrationsbewegungen, die die Region um Euskirchen im 20. Jahrhundert mitgekennzeichnet haben, sind beispielsweise Geschichten von Menschen, die aus DDR hierher flüchteten, ebenso aber auch die Auswanderung derjenigen, die in den 1950er-Jahren ihr Glück in Australien suchten und die Eifel verließen.

Unter der Überschrift »Man rief Arbeitskräfte – und es kamen Menschen« wendet sich der Band schließlich den Lebenswegen derjenigen zu, die als »Gastarbeiter« kamen und als »Einwanderer« blieben (S. 256 ff.). Portraitiert werden Menschen, die aus Spanien oder der Türkei, aus Portugal, aus Griechenland oder Togo, von den Philippinen oder aus der ehemaligen Sowjetunion stammen. Einige von ihnen oder ihre Kinder kommen in lebensgeschichtlichen Interviews selbst zu Wort. Hier finden sich Beispiele von Menschen, die ihr Leben voll und ganz in der Eifel verorten, ebenso wie andere, für die die einst verlassene Heimat weiterhin ein wichtiger Teil ihrer Identität bleibt.

Die Autorinnen und Autoren des Bandes wenden sich schließlich den Lebenswegen der Menschen zu, die seit den 1980er-Jahren das Grundrecht auf Asyl in Anspruch nehmen. Gabriele Rüniger hat dazu für die 1980er- und den Beginn der 1990er-Jahre einen quellengestützten Essay beigesteuert, der nicht nur unerlässliche Hilfe und Unterstützung von politischer wie zivilgesellschaftlicher Seite thematisiert, sondern den Blick auch auf die vielfältigen Probleme lenkt, mit denen geflüchtete Menschen konfrontiert wurden und werden – von der menschenunwürdigen Unterbringung, ihrer Diskriminierung bis hin zum rechtsextremen Nebelgranatenanschlag in Gemünd am 16. August 1991.

Der Band spiegelt die Breite und Vielfalt der Lebenswege von Menschen, die durch ihre Zu- oder Abwanderung, die aus freien Stücken oder aus Zwang und Willkür erfolgte, die Region bis heute prägen. Die dokumentierten Geschichten verdeutlichen eindringlich, dass Migration die Eifelregion schon immer mitgeprägt hat, wie es für die deutsche Gesellschaft ganz allgemein gilt. Dass Gesellschaften nicht »statisch«, sondern durch stete, schneller oder langsamer erfolgende Veränderungen gekennzeichnet sind, ist eigentlich eine Binsenweisheit. Abstrusen Verheißungen mancher politischer Akteure, die als einfache Lösung für gegenwärtige Herausforderungen eine »Rückbesinnung« auf vermeintlich homogene, einheitliche Gesellschaftsformen propagieren, wird damit sehr eindringlich Einhalt geboten. Zu hoffen ist, dass dieser Beitrag zur Regionalgeschichte einen Beitrag zu leisten vermag, die Vielfalt und Verschiedenheit unserer Gesellschaft als hohes Gut anzusehen, ebenso wie Menschenverachtung, Willkür und Ausgrenzung einen Riegel vorzuschieben.

Stefan Wunsch, Vogelsang

Stefan Gorißen/Horst Sassin/Kurt Wesoly (Hg.): Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806 (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur Bergischen Geschichte, Kunst und Literatur 31), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2014, zahlr. Abb., 29,00 Euro. – Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur Bergischen Geschichte, Kunst und Literatur 32), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2016, zahlr. Abb., 34,00 Euro.

Egal ob sie »no Hus«, »no Huse«, »no Hemen« oder »hiëm« sagen, um auszudrücken, dass sie nach Hause gehen, eins haben all diese Menschen gemeinsam: Sie sind alle Bewohner des Bergischen Landes. So unterschiedlich wie die Ausdrucksweisen der Bewohner des Bergischen Landes, so verschieden sind die Teile des Landes, die sich unter der Herrschaft des Hauses Berg und ihren Nachfolgern sammelten und die daher deren Namen tragen. Die Grenzen dieses Raumes sind zudem schwer eindeutig zu fassen. Wenn man sich schon gleich zu Beginn eines Werkes die Frage stellen muss »Was ist das ›Bergische Land?«, erklärt sich nicht zuletzt deswegen der monumentale Umfang dieses auf zwei Bände mit über 1.500 Seiten angelegten Werkes, dessen ersten Teil es zunächst zu besprechen gilt.

Die Vielgestaltigkeit des Landes, der Landschaft, die behandelt wird, lässt die Herangehensweise aus verschiedenen Perspektiven, die die Herausgeber gewählt haben, geraten erscheinen. Schließlich sollte es ja auch nicht eine Geschichte der Bergischen Herrscher werden. Zu diesem Vorhaben haben Gorißen, Sassin und Wesoly das sperrige Generalthema in kleinere, leichter zu handhabende thematische Einheiten aufgeteilt, für die sie die entsprechenden Spezialisten als Autoren gewinnen konnten. Denn ein weiterer Anspruch des Werkes war es, eine allgemeinverständliche Darstellung zu liefern.

Die Geschichte des Grafen- beziehungsweise Herzogshauses wird natürlich entlang der dynastischen Wechsel behandelt, sodass Wilhelm Janssen das Mittelalter mit den Häusern Berg, Limburg und Jülich abdeckt, Stefan Ehrenpreis das 16. Jahrhundert mit dem Haus Kleve und schließlich Klaus Müller die Zeit bis zum Ende des alten Herzogtums mit den Häusern Pfalz-Neuburg, Pfalz-Sulzbach und Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Dabei liefern sie nicht nur dynastische und politische Geschichte im Überblick, sondern behandeln auch noch Verwaltungs- und Kulturgeschichte. Diese Beiträge bilden das chronologische Rückgrat, an dem die anderen Autoren mit ihren eher thematisch zugeschnittenen Artikeln aufgehängt sind.

Während die Beiträge zur politischen Geschichte eher konventioneller Art sind, was ihrer wissenschaftlichen Qualität selbstverständlich keinen Abbruch tut, sind die thematischen Artikel kleine aber feine Abwege vom ausgetretenen Pfad des Üblichen. So befassen sich Joachim Oepen (»Das Bergische Land – eine Klosterlandschaft?«) und Klaus Bernet (»Pietismus im Bergischen Land«) mit kirchen- beziehungsweise religionspolitischen Themen. Thomas Lux (»Agrargeschichte bis zum Ende der bergischen Zeit«) und Stefan Gorißen (»Gewerbe im Herzogtum Berg vom Spätmittelalter bis 1806«) haben die wirtschaftliche Entwicklung im Blick, während Rainer Walz mit »Adel, Honoratioren und Landstände im Herzogtum Berg« gesellschaftliche und verfassungspolitische Aspekte behandelt. Kurt Wesoly behandelt die »Schulische Bildung

im Bergischen Land« und Georg Cornelissen widmet sich den Bergischen Sprachräumen. Besonders dieser letztgenannte Beitrag zeigt den Versuch, die Bergische Geschichte über die verschiedensten Zugänge zu erschließen.

Wahrscheinlich in dem Bemühen eine etwas populärere Darstellung zu bieten, wurden zwischen diese größeren Abschnitte kleine Aufsätze hauptsächlich zu Personen eingestreut: Engelbert von Berg, Konrad Heresbach, Jan Wellem und Johann Heinrich Jung werden auf wenigen Seiten behandelt. Etwas aus dem Konzept fällt die Abhandlung von Beate Battenfeld über »Altenberg und seine Bedeutung für das Bergische Land«.

Karten, Grafiken und zahlreiche Abbildungen runden den Band ab, der einen wirklich soliden Überblick über die Geschichte des Bergischen Landes liefert. Lediglich die Qualität mancher Abbildungen lässt teilweise deutlich zu wünschen übrig, und auch die Gestaltung wirkt altbacken. Er wird aber trotzdem sowohl als Einstieg in weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit einzelnen historischen Aspekten als auch als Lesebuch für den Hobbyhistoriker noch lange Zeit Bestand haben, und der günstige Preis sollte dafür sorgen, dass bald in jedem Bergischen Haushalt dieses Werk im Bücherregal steht.

Im zweiten Band widmen sich insgesamt 29 Artikel verschiedenen Aspekten der Geschichte, so neben der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, der Geschichte der Kirchen, der Juden, dem Verkehr, dem Vereinswesen, der Urbanisierung, der Umweltgeschichte, dem Konsum und dem Pressewesen. Eingestreut in diese größeren Abschnitte sind Artikel zu Personen, Familien, aber auch Unternehmen.

Was in Band 1 mit insgesamt 15 Artikeln gut gelang, gerät im zweiten Band deutlich an seine Grenzen. Nicht nur weil sich unter den kürzeren Abhandlungen solche befinden, die nicht so recht in ein Konzept der Gegenüberstellung von Zusammenhängen und Einzelpersonen/-institutionen passen wollen. Die Genossenschaften im Bergischen Land hätte man gut innerhalb eines wirtschaftshistorischen Überblicks unterbringen können, ebenso wie die Bergische Bauweise bei der Kultur. Die Wuppertaler Schwebebahn hätte gut im Kapitel Verkehr unterschlüpfen können.

Die Auswahl von einzelnen Unternehmen, denen die Ehre eines Artikels zuteil wurde, macht ebenfalls einen recht eklektischen Eindruck. So ist die Bergische Textilindustrie mit keinem Einzelbeitrag unter den Bergischen Unternehmen vertreten. An manchen Stellen muss man schließlich leider auch eine nachlassende wissenschaftliche Qualität der Beiträge verzeichnen, was nicht mit der mangelnden Qualifikation der Autoren zu tun hat. Vielmehr sind manche Unternehmen noch nicht so erforscht, dass man einen solchen Beitrag verfassen könnte, ohne dabei auf die unternehmens-eigenen Publikationen zurückgreifen zu müssen, in deren Natur eine gewisse günstige Darstellung des Auftraggebers liegt.

Ebenso wie im ersten Band gibt es auch im zweiten zahlreiche Karten und Abbildungen, die zum einen die Texte illustrieren, aber auf der anderen Seite auch zum tieferen Verständnis des geschriebenen Worts beitragen.

Letztendlich tun diese kleineren Monita dem günstigen Gesamteindruck aber keinen Abbruch, denn aufs Ganze gesehen ist es sowohl Herausgebern als auch Autoren gelungen, das sperrige und widerspenstige Forschungsobjekt »Bergisches Land« so zu zähmen und ins Formt zu bringen, dass dabei gut lesbare Bücher herausgekommen

sind, in dem sich viele vor allem in den Kapiteln zu den 1950er- und 1960er-Jahren wiederfinden werden. Ebenso ist ein Verdienst – und zwar kein geringer – die historische Forschung zum Bergischen Land an einer Stelle zusammengeführt zu haben.

Christian Hillen, Köln

Wolfgang Rosen: Die Ökonomie des Kölner Stiftes St. Aposteln. Strukturen und Entwicklungen vom Mittelalter bis 1802 (Rheinisches Archiv 158), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2016, 947 S., 199 Infografiken, 14 farbige Karten, CD-ROM Beilage, 120,00 Euro.

Untersuchungen zu den Strukturen und Entwicklungen der Wirtschaft von Klöstern und Stiften sind sehr selten, obwohl von vielen geistlichen Institutionen die Überlieferung dazu in den Rechnungsbänden teilweise seit dem 14. Jahrhundert vorliegt. Der Verfasser hat sich in seiner 2013/14 an der Universität Bonn abgeschlossenen Dissertation mit der Ökonomie des Stiftes St. Aposteln in Köln befasst. Er hat dieses Thema damit aus seinem bisherigen Randdasein in historischen Untersuchungen befreit und in den Mittelpunkt einer eigenen Arbeit gestellt. Die Untersuchung wird durch eine CD-ROM erweitert, die die Güterliste mit Käufen, Verkäufen, Tauschaktionen, Verpachtungen, Verleihungen und Einkünften vorlegt. Die Arbeit ist übersichtlich in 21 Kapitel strukturiert.

Das einleitende erste Kapitel stellt die an der Westseite des Kölner Neumarktes gelegene romanische Kirche St. Aposteln in ihrer historischen Entwicklung vor. Die 965 erstmals erwähnte Kirche wurde mit der Stadterweiterung 1106 in den Mauerring einbezogen und nahm in dem neuentstandenen Stadtviertel von Anfang an eine bedeutende Stellung ein, zumal die Kirche seit frühestens 1047/spätestens 1106 Sitz eines Stiftes war, das erst in der Säkularisation unterging. Der Verfasser zeigt einleitend die Bedeutung von Stiften als Wirtschaftsunternehmen, um dann den Güterbesitz von St. Aposteln ebenso wie die Quellen und die sich ergebenden Fragestellungen darzulegen. Das folgende Kapitel befasst sich mit den Faktoren und Indikationen der wirtschaftlichen Strukturen und der Entwicklung des Stiftes. Der Verfasser zeigt hier die im Mittelalter und Früher Neuzeit für die Wirtschaft einer geistlichen Institution bedeutsamen, exogenen natürlichen Faktoren, die durch die anthropogenen Faktoren wie Brände, Kriege, Kapitalzuflüsse, Geldentwertungen und allgemeine Entwicklungen ergänzt wurde. Die endogenen Faktoren veranschaulichen die vom Stift selbst unternommenen Maßnahmen, um die exogenen Faktoren für das Stift zu nutzen. Das dritte Kapitel untersucht Aufbau und Struktur der Kellnereikasse und das Kellneramt. Dabei wird ausgehend von den Kellnereirechnungen deren Aufbau zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert untersucht. Bedeutsam für die *Germania Sacra* ist hier vor allem die detaillierte Untersuchung der Aufgaben und Kompetenzen des Kellners, was in dieser vertieften Form in der Forschung bislang nicht vorgestellt wurde. Aufschlussreich ist dabei die Kontrolle und Beaufsichtigung des Kellners. Das nächste Kapitel widmet sich der Kellnerei und der Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben des Stiftes. Neben

den Einnahmen aus dem Getreide und Feldfrüchten im Zeitraum zwischen 1561/62 und 1792/93 werden die Heuzehnten, die Einnahmen aus dem Wein und die sonstigen Einkünfte berücksichtigt, um dann die Ausgaben ebenso eingehend zu behandeln. Neben der Kellnerei war die Präsenz die wichtigste und größte Kasse des Stiftes, deren Zweck es war, Impulse für den Chordienst zu geben. Da eine allgemeine Beschreibung oder ein Statut über die Kasse fehlt, hat der Verfasser seine Ergebnisse vor allem aus den Rechnungen, den Kapitelsprotokollen und den Pachturkunden gewonnen, wobei die Rechnungsserie zwischen 1749/50 und 1793/94 eine besondere Unterstützung war. Es gelingt dem Verfasser auf diese Weise Aufbau und Struktur der Präsenzkasse mit Einnahmen und Ausgaben vorzustellen. In einem weiteren Kapitel kann er aufgrund der genannten Rechnungen zwischen 1749 und 1794 die Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben verdeutlichen. Das Stift besaß aber wie andere geistliche Institutionen der *Germania Sacra* noch weitere Kassen. Diese kleineren Stiftskassen wie Neues Amt, Fabrik und Thesauriekasse, Kämmererei, Archivkasse, Propsteikasse, Orgelkasse und Brandkasse werden im siebten Kapitel zu einem guten Teil für das 18. Jahrhundert vorgestellt. Logischerweise wendet sich das achte Kapitel der Untersuchung und Darstellung der Kassen- und Rechnungsorganisationen zu, die neben der Bedeutung der Dezentralisation den Aufbau der Rechnungen, deren Prüfungen und die Verbindungen derselben untereinander zeigt. Dabei weist der Verfasser zu Recht auf die Undurchschaubarkeit dieses Rechnungswesens hin, die bei den Historikern der Gegenwart immer wieder Erstaunen hervorruft, wenn auf der einen Seite die Institution quasi insolvent war, auf der anderen aber umfangreiche Güterkäufe tätigen konnte (so zum Beispiel bei den Abteien Blaubeuren und Ellwangen im 14. Jahrhundert).

Obwohl mit diesen umfassenden Ergebnissen das Ziel einer Dissertation weitestgehend erfüllt wäre, wendet sich der Verfasser noch der Ökonomie des Stiftes in weiteren Schritten zu. Das neunte Kapitel widmet er der Untersuchung des Verhältnisses von Natural- und Geldwirtschaft, wobei er die neueren Ergebnisse über die Zweifel an der kontinuierlichen Entwicklung von der ersteren zur letzteren durch seine Ergebnisse unterstreichen kann. Das umfangreiche folgende Kapitel untersucht die Verpachtungen der Klostergrüter in ihren Einzelheiten. Für die künftige Forschung sind insbesondere die Ergebnisse über die Erb-, Lebenszeit- und Zeitpachtverträge von großer Bedeutung. Hier stehen regionale Ergebnisse neben überregionalen, die der weiteren Bestätigung durch Einzeluntersuchungen bedürfen, wobei der Verfasser selbst bereits auf europäische Vergleiche hinweist (S. 563). Für die Betrachtung der stiftischen und auch klösterlichen Kultivierungsgeschichte gibt das elfte Kapitel durch seine eingehende Untersuchung der Anbau- und Kultivierungsbestimmungen umfassende Hinweise. Die Betrachtung der Düngungsvorschriften, der Dreifelderwirtschaft und der Leistungen des Stiftes für die Pächter geben ebenso wie die Beachtung der Sonderkulturen, der Vieh- und zuletzt der Waldwirtschaft tiefe Einblicke in die Anschauungen des Stiftes über die landwirtschaftlichen Entwicklungen. Dazu gehörten auch die in Kapitel zwölf behandelten Remissionen oder Abgabennachlässe für die Pächter des Stiftes aus den verschiedensten Anlässen. Der Verfasser hat hier eine umfassende Übersicht über die Urkunden und die Behandlung von Einzelfällen geschaffen, dass damit für künftige Untersuchungen anderer geistlicher Institutionen wegweisende, vergleichende Angaben

vorliegen. Doch nicht genug damit: Der Verfasser stellt auch die Schenkungen, Käufe, Verkäufe und Tauschgeschäfte des Stiftes in einem eigenen Kapitel (13), unterstützt durch einen farbigen Tafelteil, in breiter Form vor. Das folgende Kapitel befasst sich mit den Dienstleistungen, Steuern, Kontributionen und anderen Abgaben des Stiftes (Kapitel 14), um sich daran anschließend ausführlich mit der Kreditwirtschaft des Stiftes zu beschäftigen (Kapitel 15). Die geistliche Institution als »Bank« des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit wird in allen Einzelheiten beispielhaft abgehandelt. Der Verfasser zieht ein breit angelegtes Resümee seiner Untersuchung mit einer Evaluation der angewandten Methoden und einer Betrachtung der strukturellen Fragestellungen. Der Leser der beachtenswerten und grundlegenden Untersuchung sollte vielleicht nach der Einleitung mit der Lektüre dieses Kapitels fortfahren, um erst dann auf die Einzelheiten der jeweiligen Fragestellungen einzugehen. Das Werk schließt mit den üblichen Kapiteln über die Quellen, die Literatur, die Güterlisten auf der CD-ROM, dem Abkürzungsverzeichnis und dem Register (Kapitel 18–21).

Wie vorstehend bereits mehrfach angedeutet, hat der Verfasser eine richtungweisende Untersuchung zur Wirtschaftsgeschichte einer geistlichen Institution geschaffen, die den Rahmen einer Dissertation absolut sprengt und wesentlich mehr vermittelt als eine sonst übliche Dissertation. Die seit dem Mittelalter immer wieder für die *Germania Sacra* bedeutsame Kölner Situation hat durch die vorliegende Untersuchung jetzt auch auf wissenschaftlichem Gebiet eine wertvolle Untersuchung erhalten, für die die Kloster- und Ordensforschung neben der rheinischen Landesgeschichte dem Verfasser großen Dank schuldet, da sie viele Beobachtungen konkretisiert und für weitere Untersuchungen vergleichbar gemacht hat.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

Andreas Speer/Andreas Berger (Hg.): Wissenschaft mit Zukunft. Die »alte« Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte, Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2016, 469 S., 60,00 Euro.

Der hier vorzustellende Sammelband ist das Ergebnis einer internationalen Fachtagung, die vom 23. bis zum 26. Oktober 2013 anlässlich der 625-jährigen Wiederkehr der Stiftung der ersten Kölner Universität durchgeführt wurde. Was andere Universitäten zum Jubeln und zu großen Festen veranlassen könnte, ist für die Universität zu Köln allerdings nur ein »kleines Jubiläum« zwischen dem groß gefeierten 600-jährigen Bestehen von 1988 und den für das Jahr 2019 zu erwartenden Aktivitäten zum 100-jährigen Bestehen der heutigen Kölner Universität. Immerhin lag zwischen dem unrühmlichen Ende der alten Kölner Alma Mater 1798 und der Gründung der heutigen Hochschule im Jahr 1919 das ganze »lange« 19. Jahrhundert mit seinen enormen Veränderungen und Modernisierungsschüben. Daher ist das Interesse der heutigen Kölner Universität an der mittelalterlichen Gründung wohl eher von historischer Neugier als von Identifikation geprägt.

Bei den Herausgebern und Mitwirkenden des vorliegenden Bandes dürfte das anders sein. Hier spürt man die enge Verwurzelung mit der Universitätsgeschichte, bei den

einen mit der Kölner Universitätsgeschichte als bedeutendem Teil der rheinischen Geschichte, bei den anderen als Teil einer umfassenderen Universitäts- und Bildungsgeschichte. Das Konzept von Tagung und Sammelband zieht dementsprechend in vier Abschnitten die Konturen des Untertitels nach, es konzentriert sich im ersten Teil auf Beiträge »Zur Kölner Universität«, wechselt dann zu »Institutionengeschichte und Lebenswelten«, was schon weit über Köln hinaus geht, geht danach über zu »Wissenschaftsgeschichte« und endet bei »Gegenwartsbezüge[n]«.

Nun könnte man erwarten, dass die Geschichte der ersten Kölner Universität, die immerhin von 1388 bis 1797 die rheinische Bildungslandschaft prägte, eine Verteilung der Beiträge auf diese vierhundert Jahre nach sich gezogen hätte. Das ist aber nicht der Fall. Das Buch ist ausgesprochen mittelalterlastig. Das ist durchaus als Gewinn zu betrachten, weil die Gründung von 1388, ihre Vorgeschichte und ihr Umfeld dadurch eine umfassende Berücksichtigung erhalten. Im ersten Teil (»Zur Kölner Universität«) gehen Rudolf Schieffer (»Kölner Wissenschaft 1388 und Jahrhunderte davor«), William J. Courtney (»From Studia to University. Cologne in the Fourteenth Century«) und Peter Walter (»Kölner Theologen und ihre Theologie im Mittelalter«) auf die Rolle der bedeutenden Generalstudien der Kölner Mendikantenorden ein, von denen vor allem die Dominikaner mit Albertus Magnus und die Franziskaner mit Johannes Duns Scotus eine nachhaltige Wirkung entfaltet haben, während Manfred Groten (»Nimis magnum et preciosum iocale?«) das Verhältnis von Universität und Bürgern thematisiert.

Auch im zweiten Teil (»Institutionengeschichte und Lebenswelten«) drehen sich drei von vier Beiträgen ums Mittelalter. Frank Rexroth (»Wahr oder nützlich? Epistemische Ordnung und institutionelle Praxis an den Universitäten des 13. und 14. Jahrhunderts«) schaut zurück in die Zeit vor Gründung der Kölner Universität und fragt danach, warum eigentlich bei einer Neugründung einer von der Bürgerschaft getragenen Universität das alte Vier-Fakultäten-Modell ganz selbstverständlich übernommen wurde, also welche epistemische Ordnung dieser Gründungsidee zugrunde lag (S. 88). Noch mehr weitet Rainer Christoph Schwinges den Blick über Köln hinaus (»Ordnung, Ämter und Karrieren. Die mittelalterlich-vormoderne Universität als soziale und kulturelle Institution«). Ganz außerhalb der Universitätsgeschichte ist der lesenswerte Beitrag von Hedwig Röckelein, die sich mit dem Personenkreis beschäftigt, der eben nicht auf den Universitäten anzutreffen war: Den Frauen (»Studentinnen im Mittelalter? – Diskontinuitäten europäischer Universitäten«). Sie beschreibt den hohen Grad der Bildung von Frauen im Mittelalter, die an den Klöstern und Stiften ihren Platz hatte, aber, wie das Beispiel der Christine de Pizan zeigt, auch im Umfeld der Höfe gepflegt wurde. Auch Marian Füssel widmet sich dem Studium im Allgemeinen, aber er ist der erste, der in dem ganzen Sammelband das Mittelalter hinter sich lässt und die Studentenwelt des 16. und 17. Jahrhunderts vor dem Auge des Lesers entstehen lässt (»Studentenkultur in der Frühen Neuzeit. Praktiken – Lebensstile – Konflikte«).

Die Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte widmen sich dagegen wieder überwiegend dem Mittelalter. Jacques Verger lässt den Leser die Entwicklung des Wissenschaftsverständnisses von der Scholastik bis zum Humanismus verfolgen, ein Thema, das auch von dem Philosophiehistoriker Maarten J. F. M. Hoenen aufgenommen wird (»Scholastik

und Humanismus. Die Sentenzenkommentare des Heynricus de Campo († 1460), Hieronymus Raynerii († nach 1487) und Paulus Cortesius († 1510)«. Dazwischen steht mit dem Aufsatz von Helmut G. Walther (»Die Rechte – eine Karrierewissenschaft?«) ein umfangreicher Beitrag zur Methodik eines juristischen Studiums im Mittelalter. Olaf Breidbach wendet sich als Zweiter nach Füssel auch der Frühen Neuzeit zu (»Zur Logik der Forschung um 1500. Über die Entstehung der experimentellen Naturwissenschaften im Kontext der Medizin«). Die experimentelle Naturwissenschaft, die Analyse statt Synthese zu ihrer Methode macht, ist nicht etwa eine völlig neue Art von Wissenschaft: »Die Tradition des experimentellen Erschließens gründet in der Tradition des alten experimentum, das sich in Europa vom 13. Jahrhundert an im Rahmen der medizinischen Forschung systematisierte« (S. 333). Einen umfassenden Blick auf die Frühe Neuzeit bis hin zur Aufklärung, der auch das Mittelalter einbezieht, gestattet der Beitrag von Sonia Horn (»... reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte zu Köln ...« Medizin, Gesundheitswesen und Aufklärung an der Maxischen Akademie in Bonn und der medizinisch-chirurgischen Josephsakademie in Wien«).

Der letzte Teil des Buches soll sich in drei Beiträgen »Gegenwartsbezüge[n]« widmen. Das tut er auch, allerdings ist der Beitrag des Mittelalterhistorikers Martin Kintzinger eine Reflexion über die Universität der Gegenwart, die sich immer wieder auf die Universitäten des Mittelalters bezieht. Ulrich Teichler (»Bologna – ein normaler Schritt der Studienreform oder ein unerwarteter Systemwechsel?«) bleibt dagegen stringent im Gegenwartsbezug verhaftet und stellt sehr klar und nüchtern Genese, Ablauf und – vorläufige – Bilanz des Bologna-Prozesses dar. Auf einer ähnlichen Ebene bewegt sich der Beitrag von Thorsten Nybom (»European Universities: Another Somewhat Lamenting – yet Basically Hopeful – Account«), der allerdings noch einige Jahre weiter zurückschaut und einen historischen Fehler der europäischen Bildungseinrichtungen beklagt, die bei der Umformung der Bildungssysteme von Eliteeinrichtungen zu Massenanstalten in den 1960er- und 1970er-Jahren nicht – wie die Amerikaner 20 Jahre früher – bereit waren, ihre Strukturen in gleicher Weise umzubauen (S. 433).

Es ist den Herausgebern gelungen, durchweg ausgezeichnete Referentinnen und Referenten für ihre Tagung und damit auch Autorinnen und Autoren für ihren Sammelband heranzuziehen. Das Buch vermittelt eine Fülle von Eindrücken und Einsichten, es erweitert das Spektrum dessen, was wir auch nach der großartigen Universitätsgeschichte von Erich Meuthen über die Kölner Universität wissen können. Exzellente Kenner der rheinischen Geschichte wie Rudolf Schieffer oder Manfred Groten sind ebenso zu finden wie die Speerspitze der deutschen universitätsgeschichtlichen Forschung. Die Einbindung in eine umfassendere Sicht der Universitätsgeschichte ist durch die entsprechenden Beiträge allgemeiner Art sehr gut gelungen. Aber wie deutlich geworden sein dürfte, gilt dies in erster Linie für das Mittelalter. Die Kölner Universität des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bleibt vergleichsweise blass. Das wäre vielleicht als Aufforderung zu verstehen, dass »Wissenschaft mit Zukunft« sich bezogen auf die Universität Köln nicht mehr so sehr der mittelalterlichen Einrichtung zuwenden, sondern verstärkt die Universitätsgeschichte zwischen Reformation und Revolution untersuchen sollte.

Marc Steinmann/Joachim Oepen: Der Severinzyklus (Kolumba 46), Köln: Kolumba Museum 2016, 160 S., zahlr. farb. Abb., eine Klapptafel, 30,00 Euro.

Wenn man sich mit den »Inkunabeln« der »Kölner Malerschule« – um einleitend gleich zwei etwas antiquierte Forschungsbegriffe zu verwenden – befasst, steht man häufig vor dem Problem, dass Abbildungen nur in älteren Werken in Kleinformaten oder in Schwarz-Weiß zur Verfügung stehen. Den beiden Autoren sowie dem Kunstmuseum Kolumba und dem Historischen Archiv des Erzbistums Köln ist zu danken, dass sie dem in der Kölner Pfarrkirche St. Severin aufbewahrten Severinzyklus eine Monographie gewidmet haben, die keine Wünsche offen lässt. Blättert man über das Pergamentblatt, das geheimnisvoll den bunten Buchdeckel durchschimmern lässt, und ein Foto der Aufhängung der Gemälde im Museum Kolumba hinweg, dann findet man zunächst einmal 20 großformatige Farbtafeln in hervorragender Qualität, welche die einzelnen Bilder des Zyklus zeigen. Auf der jeweils gegenüberliegenden linken Seite sind die lateinischen Erläuterungen transkribiert und übersetzt sowie die in der Sockelzone vor ihren Wappen knienden Stifter identifiziert.

Den 20 Bildern entsprechen – welch ein Zufall – 20 kurze Essays, welche die kirchen-, sozial- und kunstgeschichtlichen Aspekte des Themas erläutern. Das erste Kapitel behandelt die Frage, wer eigentlich der hl. Severin war, das zweite die auf dem Zyklus dargestellte Legende. Vier Ausschnittvergrößerungen, die den besonderen Reiz des Buches ausmachen, illustrieren im dritten Kapitel die Untersuchungen zum leider nicht erhaltenen Schrein des hl. Severin. Im vierten Kapitel wird erklärt, warum die heutige Pfarrkirche früher eine Stiftskirche war und was man darunter verstehen muss, und das fünfte Kapitel stellt die Stifter des Zyklus vor, die allesamt Stiftsherren waren, freilich nicht alle an St. Severin.

Die Stiftsherren bildeten im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit eine hochinteressante gesellschaftliche Elite, die aus dem Bürgertum stammte, aber an der Universität, an den Stiftskirchen und innerhalb der erzbischöflichen beziehungsweise kurfürstlichen Verwaltung oftmals erstaunliche Karrieren machte, wie zum Beispiel der Propst Johann Menchen oder der Professor und Generalvikar Ulrich Kreidweiß. Hier zeigt sich eine für die Sozialgeschichte des vormodernen Köln außerordentlich aufschlussreiche Personengruppe, die von der bisher weitgehend auf das »Bürgertum« fixierten Forschung noch kaum zur Kenntnis genommen wurde. Alle Stiftsherren sind auf dem Zyklus als Stifterbilder dargestellt. Dieser diente demnach nicht nur ihrer individuellen Memoria, sondern auch ihrer repräsentativen Selbstdarstellung als geistliche Elite und als Korporation. Ein vergleichbarer Zyklus hat sich in der Stiftskirche St. Kastor in Karden an der Mosel erhalten.

Sozialgeschichtlich ist auch das nächste Kapitel von Interesse, das sich vor allem mit den Wappen befasst. Man muss den Autoren allerdings in dem Punkt widersprechen, dass es sich in fünf der insgesamt 20 Fälle nicht um Wappen, sondern um Hausmarken handelt. Diese zeigen in der Regel schlichte grafische Symbole oder Buchstaben auf monochromem Grund. Hausmarken waren im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit das »Wappen des kleinen Mannes«, ein Zeichensystem unterhalb der eigentlich adeligen Heraldik. Freilich lässt sich gerade am Beispiel der Kölner Führungsschicht anschaulich

zeigen, wie die Ratsherren und Bürgermeister des 15./16. Jahrhunderts zunächst die Wappen und dann das komplette Repertoire adeliger Wappenkunst übernahmen. Insofern ist bemerkenswert, dass auf dem Severinzyklus trotz der Prominenz vieler Stifter generell die Oberwappen fehlen. Aus den Tagebüchern des Hermann Weinsberg wissen wir, dass Kölner Bürger Wappen und Hausmarken parallel verwendeten (Wolfgang Schmid: Ein Bürger und seine Zeichen. Hausmarken und Wappen in den Tagebüchern des Kölner Chronisten Hermann Weinsberg, in: Karin Czaja/Gabriela Signori [Hg.]: Häuser – Namen – Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Konstanz 2009, S. 43–64). An den zahlreich erhaltenen Grabmälern der Stiftsherren von Treis-Karden, Münstermaifeld und St. Florin in Koblenz findet man noch bis ins 18. Jahrhundert weitaus mehr Hausmarken als Wappen. Interessanterweise besitzen viele dieser Wappenschilder mit Hausmarken den vollen heraldischen Schmuck, den wir in St. Severin vermissen.

Das folgende Kapitel befasst sich mit der Severinkirche, die ja auch auf vielen Szenen dargestellt ist. Nach einem Kapitel über den Bischof als Heiligen sind mehrere Ausklapptafeln eingehftet, auf denen eine Rekonstruktion des gesamten Zyklus versucht wird. Das neunte Kapitel befasst sich mit dem Thema der Heiligenviten und der Bilderzyklen, die gerade in der Kölner Tafelmalerei der Spätgotik und der Renaissance weit verbreitet waren. Über die Entstehungsgeschichte des Zyklus in der Pfarrkirche St. Jakob und den im Karmeliterkloster kennen wir viele Einzelheiten, die zu einem Vergleich herangezogen werden können. Freilich stellt sich hier die Frage nach dem Publikum und nach der Rezeption, ist doch die Severinlegende in lateinischer Sprache verfasst. Weitere Kapitel befassen sich mit der Frömmigkeit um 1500, der Materialgeschichte der Bilder und dem ausführenden Künstler sowie mit der Datierung der Gemälde, die auf die Jahre 1498 bis 1500 eingegrenzt werden kann. Aufschlussreich sind auch die Überlegungen zum Erzählmodus, zum Verhältnis von Text und Bild, von Raum und Räumlichkeit sowie zu den symbolträchtigen Gesten und Blicken. Auch die realienkundlichen Aspekte werden nicht vernachlässigt, weitere Kapitel befassen sich mit dem Essgeschirr und den Büchern sowie mit den dargestellten Tieren.

Besonders spannend ist das Schlusskapitel, in dem eine Lokalisierung des Zyklus in dem Chorbereich der Stiftskirche erfolgt. Auch dies ist für die Frage der Funktion und Rezeption außerordentlich spannend, geht man doch in der Regel davon aus, dass der zudem durch einen Lettner verschlossene Chorbereich primär den Stiftsherren und nur eingeschränkt den Pilgern zugänglich war. Da sich in der Stiftskirche Treis-Karden eine ähnliche Situation nachweisen lässt, kann man die Folgerung ziehen, dass der Severinzyklus primär der Memoria, der Selbstdarstellung der Corporate Identity und der Verehrung des Stiftspatrons diene und weniger als »Bibel für die Laien«. Ähnliches gilt für die Reliefs, die zum Beispiel am Karls- und am Elisabethschrein in Aachen beziehungsweise in Marburg die Viten der Heiligen zeigen. In jedem Fall machen die kurzen und gut lesbaren Essays Appetit darauf, zum Schluss noch einmal zum Anfang des Bandes zurück zu blättern und sich erneut in Ruhe in die detailreichen Bilder des Zyklus zu vertiefen.

Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Bd. XXII: Nordrhein-Westfalen II, hg. von Eike Wolgast, bearb. von Sabine Arend, Tübingen: Mohr Siebeck 2017, XIV und 619 S., 199,00 Euro.

Pünktlich, wie im Vorband angekündigt, ist jetzt der zweite Teilband der Evangelischen Kirchenordnungen (EK) zu den Territorien des Heiligen Römischen Reichs erschienen, deren Gebiete im jetzigen Bundesland Nordrhein-Westfalen liegen (siehe GiK 63 [2016], S. 280–282). Vorgestellt werden Texte, welche die Kirchenordnungen des Erzbistums Köln sowie der Grafschaften Wittgenstein, Moers, Bentheim-Tecklenburg und Rietberg dokumentieren; hinzu treten Ordnungen für die Städte Münster, Soest und Neuenrade. Damit versammelt der Band eine ausgesprochen diverse Zusammenstellung von Territorien und Städten, deren strukturelle Verschiedenheit kaum Vergleiche zulässt. Dies gilt bereits für die politische Gewichtung, die ein Kurfürstentum neben auch regional machtpolitisch kleine Entitäten wie Rietberg oder Moers stellt. Für die behandelten Städte lässt sich noch nicht einmal die Reichsstandschaft als gemeinsamer Nenner mit den Territorien feststellen: Münster hatte zwar eine relativ große Unabhängigkeit vom Bischof als Stadtherrn erstritten, jedoch nicht wie etwa Köln den Status einer Reichsstadt errungen; Ähnliches galt für das weitgehend autonome Soest, das in einem mehr oder weniger lockeren Verbund zur Grafschaft Mark stand. Neuenrade hingegen war eine märkische Landstadt, deren Reformationsgeschichte eigentlich zu derjenigen der Vereinigten Herzogtümer gehört (vgl. den ersten Teilband, S. 29–101).

Die strukturelle Disparität pflanzt sich in den Materialien fort, die neben Kirchenordnungen im eigentlichen Sinn auch weitere wie Polizei-, Hof-, Gerichts-, Eheordnungen aufführen. Dazu kommen Edikte, Mandate sowie eine Fülle weiterer Quellen wie Synodal- und landesherrlicher Beschlüsse, Bestallungsurkunden sowie Artikel im Sinne einer Bekenntnisgrundlage (für Bentheim) und einer Messordnung (für Lippe). Man kann die Einbeziehung dieser Dokumente als Ausweis dafür sehen, wie wenig gradlinig die Etablierung eines Kirchenregiments erfolgte, das sich eben auch in anderen normativen Quellen niederschlug. Vielfach ist der Rückgriff auf Materialien jenseits der Kirchenordnung vor allem einer desolaten Überlieferungslage geschuldet. Mitunter fehlen die Originale wie im Fall der Moerser Polizeiordnung von 1574 (S. 162), für die Grafschaft Wittgenstein liegen die reformatorischen Anfänge im Dunkeln (S. 60), nicht anders ist bei der Grafschaft Rietberg (S. 321). Quellenmäßig gut lässt sich hingegen die reformatorische Entwicklung in Soest nachvollziehen, was auch für Münster gilt. Allerdings gibt es auch hier Unsicherheit wie bei der genauen Datierung der Zuchtordnung von 1533; auch fehlt die Kirchenordnung von April 1533, die lediglich durch ein Exzerpt (»Summarium«) erschlossen werden kann (S. 342 f.).

Ausgesprochen unterschiedlich verlief auch die jeweilige Reformationsgeschichte in den behandelten Territorien. Für drei Beispiele stellte die Reformation nur eine, teilweise sogar nur kurze Phase dar: So konnte Münster nach dem Ende der Täuferherrschaft den Vertrag, den sie Anfang 1533 mit dem Bischof über die Zulassung evangelischer Prediger abschloss und mit dem sie faktisch die Einführung einer lutherisch geprägten Reformation durchsetzte, nicht mehr halten; die Stadt kehrte zum alten Glauben zurück. In der Grafschaft Rietberg wurde zwar Ende der 1560er-Jahre die Reformation

eingeführt, doch ab 1600/01 beschloss das neu zur Regentschaft gekommene Grafenehepaar die Abkehr vom Luthertum; es begann eine Rekatolisierung. Episodenhaft war die Geschichte der Reformation auch im Erzstift Köln, in dem es bei den zwei gescheiterten Reformationsversuchen in den 1540er- und 1580er-Jahren blieb. Die Grafschaften Wittgenstein, Bentheim-Tecklenburg und Moers hingegen blieben nicht bei der (relativ frühen) Einführung der Reformation stehen, sondern machten auch die sogenannte Zweite Reformation mit. Entsprechend weit erstreckt sich in diesen Fällen der Berichtszeitraum, der bis ins zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts reicht.

22 von 65 Texten werden in dieser Edition überhaupt erstmalig vorgestellt (so etwa die Wittgensteiner Materialien), viele andere sind bereits der Forschung bekannt, werden hier aber erstmals nach Abgleich mit archivalischen Vorlagen mit kritischen Varianten in einer wissenschaftlich gültigen Edition präsentiert (etwa die Moerser Polizeordnung von 1574, S. 173–178). Überaus gelungen sind die jeweiligen Einleitungen zu den einzelnen Territorien und Städten, die unter Einbeziehung der Forschungssituation die jeweilige Reformationsgeschichte vorstellt. Überhaupt hält die Aufbereitung und Präsentation der Quellen inklusive wissenschaftlichen Apparaten und weiteren Informationen wie Forschungsliteratur, Genealogien der involvierten Herrscherhäuser, einem Glossar (S. 571–595), einem Bibelstellen-, Personen-, Orts-, Lieder- und Sachregister (S. 597–619) sowie einer Karte zu den behandelten Territorien das hohe Niveau des ersten Teilbandes der Edition.

Ein Desiderat stellt in manchen Fällen die Entstehungsgeschichte der edierten Dokumente und ihre weitere Kontextualisierung dar, wie die Bearbeiterin im Vorwort selbst einräumt (S. XIII). Dass tiefgehende Recherchen, ja spezielle Studien nötig sind, um die Verfasserschaft der einzelnen Texte zu klären und die verschiedenen Vorbilder zu identifizieren, die auf die einzelnen Kirchenordnungen eingewirkt haben, wird schnell klar. Man wird dieses Manko kaum der Bearbeiterin Sabine Arend vorwerfen, die mit der Textherstellung allein Großes geleistet hat. Erste Hinweise, soweit möglich, hat sie schon zusammengetragen, und es ist faszinierend, zu verfolgen, welche unterschiedliche Impulse auf die einzelnen reformatorischen Regulierungen gewirkt haben: Aus fast allen Teilen des Reiches haben reformatorische Theologen an diesen Texten mitgewirkt oder sie zumindest mittelbar beeinflusst. Dass sich auf diese Weise die reformatorischen Netzwerke rekonstruieren und auch die Rezeption bestimmter Glaubensauffassungen nachvollziehen lassen, liegt auf der Hand.

Ein möglicher Ansatz für diese Untersuchungen wären semantische Forschungen, die textgeschichtliche Abhängigkeiten in stemmatologische Muster überführen können. Für solche Arbeiten müssten diese Texte allerdings in digitalisierter Form bereitgestellt werden. Der begrenzte Nutzen einer lediglich im Druck verfügbaren Edition zeigt auch der Umstand, dass der vorliegende Band Nachträge zur Grafschaft Lippe enthält, deren Kirchenordnung bereits im ersten Teilband behandelt wurde (siehe dort S. 279–485); überflüssig zu erwähnen, dass »ein zentraler Text« (S. XIII) sowie weitere Ergänzungen zur schon edierten lippischen Kirchenordnung in einer digitalen Fassung mittels einer Versionierung leicht und transparent hätten eingefügt werden können.

Abschließend soll noch auf die Passagen zum Erzstift Köln eingegangen werden. Drei Texte werden vorgestellt. Für den Reformationsversuch Hermanns von Wied ist dies die

Buß-, Fasten-, Bet- und Danktagsordnung vom 12. Juli 1546. Sie ist offenbar nur einer Handschrift überliefert, ein Druck wird nicht angegeben (S. 41–46). Dagegen sind die beiden Dokumente, die für die Reformation Gebhards Truchsess zu Waldburg stehen, der Forschung bereits bekannt. Das Edikt zur evangelischen Religionsausübung vom 16. Januar 1583 liegt in zwei gedruckten Fassungen vor, die mehrfach aufgelegt wurden; eine handschriftliche Vorlage lässt sich augenscheinlich nicht mehr auffinden. Das gilt auch für das sogenannte »Ausschreiben« zur freien Religionsausübung, datiert vom 10. März 1583, für das ebenfalls mehrere Drucke vorliegen. Allerdings wird das »Ausschreiben« nur in den Auszügen vorgestellt, die die Freistellung der evangelischen Zeremonien begründen und erläutern. Die Texte von 1583 sind nicht nur schon bekannt und breit rezipiert worden, beide sind auch als Digitalisate frei verfügbar. Gebhard Truchsess bezog sich in seinen Texten auf die Kirchenordnung seines Vorgängers Hermann von Wied (S. 39), der 1543 von Martin Bucer das sogenannte »Einfältige Bedenken« hatte erarbeiten lassen. Dieser zentrale Text für die Kölner Reformationsversuche ist hier nicht aufgenommen: Seine übergroße Länge wie die wissenschaftliche Aufarbeitung in der Bucer-Edition der Heidelberger Akademie sprachen dagegen, zeigen aber noch einmal die Begrenzungen einer nur gedruckten Edition auf.

Das kurkölnische Beispiel verweist aber noch auf eine andere Dimension. Besonders der erste Reformationsversuch unter Hermann von Wied lässt sich nicht ohne die konkurrierenden Ansätze des Domkapitels verstehen, dessen konzeptioneller Kopf Johannes Gropper war. Schon Wieds Ansätze waren im Vergleich zu anderen Reformationen durchaus gemäßigt, was sich durch die Auseinandersetzung mit den Gropperschen Ideen erklärt, sicher auch durch die Nähe zu den Vereinigten Herzogtümern und deren ausgesprochen ausgleichende Reformbemühungen. Letztlich stand das Erzstift vor der Frage: Reformation oder altgläubige Reformen, vielleicht auch Wied (oder Bucer) contra Gropper? Dieses Wechselspiel zwischen sachten Reformern und konsequenteren Reformatoren lässt sich nur schwer nachvollziehen, wenn der Fokus allein auf der neugläubigen, evangelischen Seite liegt. Für Territorien, deren Weg in die Reformation ungleich geradliniger war, ist das Editions-konzept der evangelischen Kirchenordnungen zuträglich; das Kölner Beispiel hingegen zeigt dessen allzu starke Engführung.

Michael Kaiser, Köln/Bonn

Christine Maes: Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freundschaft und Liebe. Die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Briefwechsel mit Margaretha von der Marck-Arenberg (Jülicher Forschungen 10/Montanus – Schriftenreihe zur Lokal- und Regionalgeschichte in Leverkusen 15), Goch: Pagina Verlag 2016, 224 S., zahlr. s/w- und farb. Abb., 19,80 Euro.

Der Titel kann leicht in die Irre führen. Denn das Thema dieses Buches ist hochpolitisch, wie es nicht anders sein kann, wenn es um Heiratsprojekte auf der Ebene regierender Fürstenhäuser geht. Dies gilt um so mehr, wenn die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Mittelpunkt stehen. Dieser Fürst herrschte im 16. Jahrhundert über

einen Territorienkomplex mit dem Herrschaftsmittelpunkt am Niederrhein, der ihn zu einem der einflussreichsten Reichsfürsten seiner Zeit machte. Eine seiner vier Töchter zu heiraten, musste als höchst erstrebenswert gelten. Denn die Nachfolge in den Vereinigten Herzogtümern wurde im Laufe der Jahre immer ungewisser: Der erstgeborene Sohn Karl Friedrich verstarb früh, und Johann Wilhelm, der zweite Sohn, war nicht nur geisteskrank, sondern blieb auch ohne Nachkommen. Heiratsverbindungen nach Jülich-Kleve nährten also die Hoffnung, im gar nicht so unwahrscheinlichen Erbfall zum Zug kommen zu können.

Dieser Hintergrund bildet den politischen Kontext des Buchs, die gewählte Perspektive ist jedoch eine ganz andere. Protagonisten sind die vier Töchter Wilhelms V., nämlich Maria Eleonore, Anna, Magdalena und Sibylle, die mit der (später gefürsteten) Gräfin Margaretha von der Marck-Arenberg über lange Jahre eine intensive Korrespondenz pflegten. Diese Briefschaften, die die Materialbasis für die Untersuchung bilden, entstammen vor allem dem Arenberg-Archiv in Edingen. In diesem Privatarchiv sind über 900 Briefe aufbewahrt, die die Beziehungen zum jülich-klevischen Herzogshaus dokumentieren; neben Korrespondenzen mit Wilhelm V. sind dies vor allem Schreiben zwischen den herzoglichen Töchtern und Margaretha. Seit Beginn der 1570er-Jahre setzten diese Korrespondenzen ein und zogen sich über lange Jahre hin, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität. Während es von Anna lediglich 38, von Maria Eleonore 48 und von Magdalena 87 Briefe gab, war der Briefkontakt zwischen der jüngsten Tochter Sibylle und Margaretha mit 234 Briefen am intensivsten (siehe das Quellenverzeichnis S. 113).

Dies verwundert nicht, da der Anlass für diesen Briefwechsel ein Heiratsprojekt zwischen Sibylle und Margarethas Sohn Karl von Arenberg war. Bereits Ende 1574 hatte Margaretha die Idee entwickelt, die letztlich gut zehn Jahre lang den Jülicher Hof beschäftigen sollte, bis im Sommer 1585 Herzog Wilhelm diesen Plänen eine endgültige Absage erteilte. Der nachgezeichnete Verlauf dieser letztlich gescheiterten Verbindung ist das narrative Kernstück der Studie und macht auch den Hauptteil des Buches aus (S. 59–121). Treibende Kraft war ohne Zweifel Margarethe von der Marck-Arenberg. Denn in ihren Augen beförderte die Verheiratung ihres Sohnes mit einer Tochter Wilhelms V. den weiteren Aufstieg des Hauses Arenberg. Schnell stieß sie allerdings auf Widerstand. Philipp II., König von Spanien und auch Herrscher in den Niederlanden, äußerte sich negativ – ein wichtiges Votum, da die Arenberger zur Habsburger Klientel gehörten. Nicht nur die spanischen Habsburger, auch die österreichischen konnten der Idee nicht viel abgewinnen; die kaiserliche Antwort war letztlich negativ. Neben dem Rangunterschied zwischen den erst 1509 zu Grafen erhobenen Herren von Arenberg und dem Herzogshaus Jülich-Kleve standen vor allem konfessionelle Bedenken im Raum. Sibylle, die wie ihre Schwestern auch protestantisch war, war jedoch bereit, für die Heirat mit Karl von Arenberg zu konvertieren. Dies alles reichte aber nicht, die machtpolitischen Intrigen am jülich-klevischen Hof zu konterkarieren. Andere Reichsfürsten, allen voran das Haus Bayern, schalteten sich ein, dazu gab es erhebliche Vorbehalte unter den jülich-klevischen Räten.

Das zehnjährige Hin und Her ging letztlich auf Herzog Wilhelm V. zurück, der in der Verheiratungsfrage lavierte. Ihm schiebt Christine Maes auch die Schuld für das zermürbende Ränkespiel zu, für das am Ende seine eigene Tochter den Preis zahlen musste:

Sie war die Leidtragende, da sie ja, wie sie es später einmal selbst formulierte, ihr Herz an Karl von Arenberg verschenkt hatte (S. 113). Wie sehr diese Heirat für sie tatsächlich eine Herzensangelegenheit war, zeigte nicht zuletzt ihre Bereitschaft, zum katholischen Glauben zu wechseln (S. 64). Am Ende willigte sie doch in die ungeliebte Verbindung mit dem Markgrafen von Burgau ein; sie musste dann den Niedergang ihres Herrscherhauses miterleben und führte letztlich ein verbittertes Leben bis zu ihrem Tod im Jahr 1628.

Allerdings wird man auch bedenken müssen, dass nicht nur der Herzog das Lebensglück seiner Tochter auf Spiel gesetzt hat. Auch Margaretha von der Marck-Arenberg hatte ihren Anteil daran, galt ihr Engagement doch nicht dem Glück der beiden jungen Leute, sondern allein dem Ruhm des eigenen Hauses. Die Verbindung ihres Sohnes Karl mit Sibylle war auch für sie nur ein Mittel der dynastischen Politik. Als die Verheiratung mit Sibylle nicht klappte, hat sie ohne Umschweife einen Alternativplan umgesetzt und die Verbindung Karls mit Anne von Croy ins Werk gesetzt (S. 115). Sie musste auch so handeln, nicht zuletzt da ihr Mann Johann von Ligne 1568 im Kriegsdienst gefallen war und sie nun als regierende Fürstin die Politik ihres Haus bestimmen musste. Wie erfolgreich sie das tat, zeigte die Studie bereits im ersten Teil, wo unter dem Stichwort »Adlige Ehen« nicht zuletzt die Fürstenverbindungen als politisches Mittel vorgestellt werden.

Wie sehr Politik eben auch mittels Korrespondenzen gestaltet wurde, wird nochmals im dritten Teil der Studie ausgeführt. Unter dem Schlagwort »Aspekte im Leben adliger Frauen« wird zudem der Briefverkehr als »wichtiges Kriterium der Freundschaftspflege« erläutert. Weitere Abschnitte widmen sich verschiedenen Lebensphasen der Frauen am Hof, thematisieren aber auch die machtpolitischen Mechanismen am Hof und ebenso den politischen Einfluss der Frauen ebenda. Alles dies wird mit intensiven Zitaten aus den Briefen von und an Margaretha von der Marck-Arenberg ausgeführt, sodass ein ausgesprochen anschauliches und lebendiges Bild der politischen Vorgänge am Niederrhein des 16. Jahrhunderts entsteht. Das Besondere ist dabei, dass dieses fast ausschließlich aus weiblicher Perspektive gewonnen wird.

Schwierig bleibt jedoch insgesamt die Klassifizierung dieser Korrespondenzen adliger Frauen. Die Briefe als »privat« zu bezeichnen, appliziert eine moderne Kategorie, die wenig für eine adäquate Bewertung hilft (S. 15). Privat im modernen Sinn ist fast nichts, was in den hier benutzten Briefen angesprochen ist. Denn gerade auch Krankheiten und Geburten waren wichtig für den Zustand einer Dynastie, die wiederum entscheidend war für das politische Wirken im vormodernen Fürstenstaat. Selbst das Kriterium der Vertrautheit, die mit dem Begriff der Privatheit assoziiert wird, hat es kaum gegeben: Briefe waren nicht so geheim, wie man heutzutage unterstellen mag. Allenfalls bei sogenannten Handbriefen mag dies der Fall gewesen sein, doch inwieweit es sich hier um solche handelte, wird nicht klar. Besser ist es, anstelle des Privaten das Persönliche der Briefschaften zu betonen; hier hilft aber auch schon der Begriff der Selbstzeugnisse, den die Autorin einführt (ebd.). Schließlich ist auch der Freundschaftsbegriff zu sehr mit modernen Assoziationen verknüpft.

Die Arbeit selbst stammt aus dem Jahr 1998; damals als Staatsarbeit in Belgien entstanden, ist sie für die Publikation aus dem Flämischen übersetzt worden. Auch die Literatur ist auf dem Stand von 1998 stehengeblieben, später erschienene wichtige

Forschungen wurden nicht mehr berücksichtigt. Damit sind einige Aussagen so nicht mehr haltbar; die Klage etwa, dass hochadlige Frauen ungeachtet aufblühender Gender-Studies von der Forschung kaum wahrgenommen werden (S. 12), muss mittlerweile deutlich relativiert werden. Allein die zahlreichen Publikationen von Katrin Keller haben das Bild der Frau des Hochadels in der Frühmoderne erheblich erweitert. Für das vormoderne Verständnis von Freundschaft sind jetzt zudem die Arbeiten von Klaus Oschema heranzuziehen.

Diese Einschränkungen können aber den Wert der Publikation nicht wirklich schmälern. Der Autorin wie auch den beiden involvierten Geschichtsvereinen ist die Mühe hoch anzurechnen, dieses Werk übersetzt und veröffentlicht zu haben. Zum einen wird ein bislang unbekannter Quellenbestand für die politischen Verhältnisse des Rheinlands im späten 16. Jahrhundert intensiv ausgewertet. Zum anderen werden hier die menschlichen Tragödien, die dem System dynastischer Verheiratungen inhärent waren, in anschaulicher und auch bedrückender Weise gezeigt. Es wird überaus deutlich, welchen großen persönlichen Preis hochadlige Frauen für die dynastische Rason zu bezahlen hatten.

Michael Kaiser, Köln/Bonn

Helmut Heckelmann: Maria Clementine Martin (1775–1843). Ordensfrau, »Quacksalberin«, Unternehmerin (Forschungen zur Volkskunde, Heft 62), Münster: Verlag Monsenstein & Vannerdat, 2015, 333 S., zahlr. Abb., 18,50 Euro.

Fast jeder kennt sie: Die drei Nonnen in einem der Gotik nachempfundenen Fenster – das Logo der Firma Klosterfrau. Deren Gründung geht auf die Nonne Maria Clementia Martin zurück, die in Köln seit 1825 Kölnisch Wasser anbot und nachweislich seit 1827 einen Karmeliter-Geist selbst herstellte und verkaufte. Die Legenden um diese Nonne und die Heilkunst bringt Helmut Heckelmann mit seiner Biographie kräftig ins Wanken. Die an der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Regensburg vorgelegte Doktorarbeit des Rechtsanwaltes Heckelmann widmet sich zunächst der Herkunft seiner Protagonistin aus einer armen Soldatenfamilie. Im Jahr 1792 trat Clementine Martin in das Kloster der Annunciaten in Coesfeld ein, das nach dem Reichsdeputationshauptschluss aufgelöst wurde, die Nonnen fanden in Glane bei Gronau Unterschlupf. Nachdem dieses Kloster von der französischen Verwaltung ebenfalls aufgelöst wurde, verliert sich die Spur der Clementia Martin, was für ihre spätere Legendenbildung von Bedeutung ist, da sie beschreibt, sie hätte in dem Karmeliterkloster in Brüssel ihr Wissen über den heilenden Melissegeist erworben. Heckelmann findet für diesen Aufenthalt keine Beweise. 1821 tauchte Maria Martin in Münster auf und versuchte ein »Heilwasser« an den Mann und die Frau zu bringen, doch war ihr wegen »medizinischer Puscherei und Quacksalberei« die Behandlung von Krebs- und Fistelschäden untersagt worden. Mehr Glück hatte sie damit in Köln, wo sie ab 1827 den Carmelitergeist produzierte, der sich in Zukunft als gewinnbringendes Produkt erwies und die Grundlage es Unternehmens wurde.

In den Kapiteln, die sich mit Martins Zeit in Köln befassen, untersucht Heckelmann wie in einem Indizienprozess die Geschäftspraktiken der Clementine Martin. Wenn ihr auch hier der Verkauf des Melissegeistes als Arznei nicht gestattet war, so durfte sie auf dem Beipackzettel die Vorzüge ihres Produktes anpreisen, was sehr nah an die Wirkung eines Medikamentes heranreichte. Die Übertretung der von der Preußischen Regierung ausgesprochenen Verbote war für den Verkauf zuträglich und wurde im Falle der Clementia Martin nur gering geahndet. Auch gelang es Martin, den preußischen Adler als Ausstattung ihres »Heilwasser« führen zu dürfen. Zu jeder Gelegenheit aber verwies Martin auf die Herkunft ihres Wissens um den Carmelitergeist: Sie habe dieses bei den Nonnen im Kloster bekommen und selbst im Kloster schon hergestellt. Am Ende kommt Heckelmann zu dem Schluss, Martin habe ihren geschäftlichen Erfolg mit »tadelnswerter Täuschung« und »unverdienter Gunst« erreicht.

Die Biographie ist nicht nur wegen der im heutigen Stadtbild Kölns mehrfach anzutreffenden »armen Nonne« lesenswert. Heckelmann gibt dem Leser Einblicke in die frühe Zeit des Kölner Wirtschaftslebens, in dem sich einige Regeln für eine moderne Gesellschaft in Bezug auf Handel und Gewerbe herausbilden, genannt werden sollen hier nur Produktkennzeichnung und Markenschutz.

In zehn Jahren wird die Firma »Klosterfrau Melissegeist« das 200-jährige Jubiläum feiern. Es ist eine rhetorische Frage, ob die gewissenhaft recherchierte Arbeit an dem – gewinnbringenden – Mythos der Nonne mit ihrem Geheimwissen kratzen kann.

Thomas Deres, Bergisch Gladbach

Frank Bartsch: Kontinuität und Wandel auf dem Lande. Die rheinische Bürgermeisterei Lechenich im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (1815–1914), Weilerswist: Verlag Ralf Liebe 2012, 812 S., Abb., 24,80 Euro.

Hier liegt eine umfassende, wissenschaftlich fundierte Arbeit für die wichtige Zeit des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges vor, die für die nächsten Jahrzehnte ihre Gültigkeit haben wird. Der untersuchte Zeitraum ist in der Ortsgeschichte eine Periode des »rasanten Wandels, der sämtliche Bereiche des menschlichen Lebens erfasste« (S. 1).

Lechenich, heute ein prägender Ortsteil der durch die kommunale Verwaltungsreform im Jahr 1969 entstandenen Stadt Ertstadt, war im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit wegen seiner Lage und als Residenz des Kölner Erzbischofs von besonderer Bedeutung. Die Gemeinde erlangte nach der französischen Revolutionszeit den Status einer Bürgermeisterei und war seit 1816 Sitz des Kreises Lechenich, der auch den ehemaligen Kanton Zülpich unter anderem mit den Bürgermeistereien Zülpich und Euskirchen umfasste. Dieser Status konnte allerdings nicht gehalten werden. Schon 1827 wurde der Kreis in Kreis Euskirchen umbenannt und der Sitz der Verwaltung nach Euskirchen verlegt. Damit verblieb Lechenich für das restliche 19. Jahrhundert im Status einer Landgemeinde, dem die politisch Verantwortlichen zweimal versuchten durch die Beantragung des Bezeichnung Stadt zu entkommen, doch beide Anträge blieben ohne Erfolg.

Hier setzt Frank Bartsch mit seiner These der Untersuchung ein. Trotz des Verlustes der Eigenschaften einer Stadt im rechtlichen Sinne sucht Bartsch nach einer neuen definitorischen Grundlage für den Stadtbegriff, der an die jeweilige »Epoche« gebunden ist. In Anlehnung an die Arbeiten von Carl Haase, Edith Ennen und Franz Irsigler stellt er die »zentralörtliche Funktion« – erweitert um die »kultisch-geistlichen Elemente« nach Alfred Heit – in den Mittelpunkt seiner Forschung. Bartsch betrachtet Lechenich als das »für die ländliche Bevölkerung maßgebliche kleine ›Dienstleistungszentrum«, das [...] spezialisierte und diversifizierte Funktionen in einem und für einen bestimmten Raum einnahm« (S. 6). Entsprechend der für das 19. und 20. Jahrhundert in der Städteforschung geltenden Zentralitäts- und Urbanitätskriterien wird in dem fast 300 Seiten umfassenden Hauptkapitel die politisch-rechtliche, wirtschaftlich-soziale und kulturelle Entwicklung in voller Breite untersucht. Die Fülle der Themen gleicht der Registratureinteilung eines preußischen Bürgermeisters: Die Verwaltung und ihre Repräsentanten kommen ebenso vor wie die Organe der öffentlichen Ordnung, das Gerichts- und Finanzwesen und die demographische Entwicklung des Ortes. Das Gewerbe – unter anderem die Brauereien, die Gerbereien und die Lebensmittelhersteller – spielen eine besondere Rolle, da hier der Stand der Industrialisierung abgelesen werden kann. Diese war in Lechenich eher unterdurchschnittlich, es überwog eindeutig der handwerkliche Bereich. In der Geldwirtschaft prägten die genossenschaftlichen Gründungen das Bild. Es folgen Untersuchungen über die konfessionellen Verhältnisse. Auffallend ist die hohe Zahl der jüdischen Einwohner, die – nach den vorhandenen Quellen zu urteilen – keinen Repressalien seitens der überwiegend katholischen Bevölkerung ausgesetzt waren. Es folgen Untersuchungen über das Schulwesen, die soziale Fürsorge, das gesellschaftliche Leben (Vereine), über die Festlichkeiten, das Brauchtum, die politischen Strömungen und die sich etablierenden Parteien sowie die Zeitungspublikationen. Ein eigenes Kapitel widmet Bartsch dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und der Wasserversorgung, der Kanalisierung und der Elektrifizierung. Eindeutig lassen sich in diesen Bereichen Verspätungen gegenüber anderen Städten und Gemeinden erkennen. Die fehlenden Eisenbahnverbindungen hemmten über Jahrzehnte die industrielle Entwicklung. Die Haltung der Gemeindevertretung hinsichtlich der notwendigen Ver- und Entsorgung des Trinkwassers kann als Ignoranz beurteilt werden. Hier war die Initiative der Aufsichtsbehörde notwendig.

Besonderen Wert legt Bartsch auf den Wandel des Erscheinungsbilds von Lechenich. Auf rund 100 Seiten untersucht er nicht nur die Ausweitung der Bebauung als Folge der Bevölkerungszunahme, sondern widmet sich auch der Frage, wie die Architektur das Selbstbewusstsein ausdrückte und möglicherweise die mittelalterliche Bedeutung Lechenichs in dem Stil der Neubauten, insbesondere beim neuen Rathaus rezipiert wurde.

Insgesamt gelingt es Bartsch, ein umfassendes Bild der Veränderungen zu zeichnen, ohne dabei die Linie seiner Arbeit zu verlieren. Es muss bei dieser Fülle von Themen zwangsläufig zu einzelnen Ungenauigkeiten kommen. So versäumt Bartsch, die Einführung des Kreisarztgesetzes von 1899 als notwendige Maßnahme der Preußischen Regierung zur Modernisierung des öffentlichen Gesundheitswesens zu untersuchen, obwohl damit Veränderungen der Aufsicht aber auch Anregungen zur Verbesserung der hygienischen Standards einhergingen. Auch die im Rahmen der Gesamtdarstellung erforderliche Kürze bei der Untersuchung der einzelnen Bereiche wird in manchen

Fällen für den an der Stadtgeschichte interessierten Leser eine Enttäuschung sein. Beide Einwendungen zeigen, dass Spezialuntersuchungen fehlen, die möglicherweise auf regionaler Ebene vorgenommen werden können. Das ist wiederum das Verdienst der vorliegenden Arbeit: Fehlende Vorarbeiten ersetzt Bartsch durch ein breites Quellenstudium und verhilft im Sinne seines umfassenden Ansatzes dem Leser zu kurzen, aber grundlegenden Einblicken.

Die Tatsache, dass es sich bei dieser Arbeit um eine Dissertation – eingereicht bei Professor Groten vom Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn – handelt und bei der Drucklegung Kriterien eingehalten werden müssen, die dem Leser aber in seinem Wunsch nach Lesbarkeit nicht vermittelt werden können, ist – wie in vielen Fällen – ein Problem. Es ist daher eine Neuauflage der Untersuchung in zusammenhängenden Themenblöcken zu wünschen, damit die Ergebnisse von Bartschs Arbeit eine weite Verbreitung finden. Insgesamt bleibt das positive Urteil über diese Untersuchung davon unberührt.

Thomas Deres, Bergisch Gladbach

Simon Ebert: Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951) (Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 97), Bonn: J. H. W. Dietz Nachf., 2014, 605 S., 7 Abb., 58,00 Euro.

Fast 65 Jahren nach seinem Tod bekommt der Politiker Wilhelm Sollmann endlich eine Würdigung in der wissenschaftlichen Literatur. Simon Ebert hat eine über 500 Seiten starke Biographie des in der Kölner Kommunalpolitik wie auch als Innenminister auf Reichsebene engagierten Sozialdemokraten vorgelegt.

Die Gliederung der als Dissertation bei Günther Schulz an der Universität Bonn angenommenen Arbeit orientiert sich nicht an Wilhelm Sollmanns persönlichen politischen Werdegang, sondern an den nationalen politischen Einschnitten, was angesichts der Einflüsse auf die politische Entwicklung Sollmanns die richtige Entscheidung ist. So fasst Ebert Kindheit und Jugend in einem Kapitel unter dem Titel »Im Kaiserreich« zusammen mit der Hinwendung zur Sozialdemokratie, der Tätigkeit in der sozialistischen Jugendbewegung und als Redakteur der Rheinischen Zeitung. Die für Sollmanns politisches Wirken so wichtige religiöse Bindung spricht Ebert mit der Begegnung mit dem evangelischen Theologen Carl Jatho an. Doch die wichtige Information, dass Sollmann seinen Austritt aus der Kirche nicht mit einer Abkehr von einem transzendenten Gott begründete, sondern für sich selbst entschied, dass die Kirche »nicht christlich genug« war, verschwindet in einer Fußnote. Glücklicherweise wird die Frage des Verhältnisses von Christentum und Sozialdemokratie ausreichend diskutiert, um damit Sollmanns Haltung in vielen entscheidenden Situationen erklären zu können. In der christlichen Verwurzelung liegt möglicherweise auch die Grundlage für die intensive Zusammenarbeit mit dem Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer, die sich schon vor der Novemberrevolution 1918 anbahnte.

Den Ersten Weltkrieg behandelt Ebert in einem eigenen Kapitel, was angesichts der Hinwendung Sollmanns zu einer eindeutig gemäßigten Linie im Sinne des Burgfriedens gerechtfertigt ist. Sollmann stellte sich gegen jegliche Form von Revolution und orientierte sein Handeln – analog der Parteilinie – an der Reformpolitik (S. 89). Diese Jahre waren es auch, die die erste politische Partizipation der Sozialdemokraten in der Kölner Kommunalpolitik durch die Zuwahl von drei Sozialdemokraten in die Stadtverordnetenversammlung und die weitreichende Mitarbeit in städtischen Kommissionen brachte, die SPD hatte »ihre soziale und politische Isolation« durchbrochen (S. 121). Auf diesem Weg stellte für Sollmann die Revolution von 1918 ein Hindernis, ja eine Gefahr dar. Ihm gelang es, die Unruhen zu kanalisieren und ein friedliches Ende zu erreichen, was ihm Respekt in den politischen Kreisen Kölns und auch in den Parteigremien verschaffte.

In einem weiteren Kapitel »In der Weimarer Republik« untersucht Ebert sehr ausführlich die Rolle Sollmanns in der Kölner Kommunalpolitik. Sollmann bestimmte nicht nur als Vorsitzender der SPD-Fraktion im Kölner Rat maßgeblich die lokalen Entscheidungen, sondern errang auch einen Sitz in der Nationalversammlung und dem Reichstag, was sein Gewicht nicht nur in der Kölner Partei stark erhöhte. Obwohl Sollmann in den Jahren der Weimarer Republik unangefochten an der Spitze der Partei stand, kommen in diesem Kapitel zwar die Parteigenossen Meerfeld, Haas, oder Fresdorf als Mitstreiter vor, allerdings wünscht man sich nähere Informationen zu ihnen, insbesondere bei Robert Görlinger, der als jüngster der Führungsriege immerhin nach Sollmanns Ausscheiden aus dem Stadtrat die schwierige Fraktionsführung übernahm und häufiger Grund für Beschwerden Adenauers war. Die Annahme der Berufung zum Reichsinnenminister im Kabinett Stresemann war für Sollmann kein leichter Schritt, wusste er doch um die Schwierigkeiten des Amtes und der Zerbrechlichkeit der von ihm unterstützten großen Koalition. Nach einigen Monaten verlor er diesen Posten wieder und blieb ohne öffentliches Amt, sein Einfluss blieb auf die Rheinische Zeitung und seine Mitgliedschaft im Reichstag beschränkt. Ebert füllt diese Jahre mit Analysen der Zeitungsartikel und Wahlkampfreden Sollmanns, was ihn als programmatischen Analytiker zeigt, der interessante Einblicke in die Zerrissenheit der SPD gibt und Streitpunkte innerhalb der staatstragenden Parteien offenlegt.

In dem Kapitel »Stationen der Emigration« untersucht Ebert zunächst die Emigration nach Luxemburg, in das Saarland und schließlich in die USA, die Sollmann selbst sofort als Glücksfall für sich erkannte. Die Entfremdung von der SPD im Exil wurde in diesen Jahren größer, und mit dem Erwerb der amerikanischen Staatsbürgerschaft vollzog Sollmann von sich aus den Austritt aus seiner Partei. In seinem Bemühen um eine Front gegen Hitler-Deutschland war Sollmann weiter im Kontakt mit der Exil-SPD. Auffällig ist allerdings seine Hinwendung zu dem Antisemiten Otto Strasser, die im Nachlass von Sollmann über zehn Jahre mit einer ausgiebigen Korrespondenz dokumentiert wird. Hier fehlt eine eingehende Untersuchung, warum Sollmann diese Verbindung betrieb und die Schlussfolgerung, Sollmann sei an dieser Stelle »erstaunlich unsensibel« (S. 562) gewesen, reicht nicht aus. Denn den Vorwurf, dass Sollmann antisemitische Vorurteile hatte, kann Ebert nicht ausräumen. Leider hat er für eine Klärung den Artikel »Der politische Antisemitismus« seines Akteurs nicht in die Analyse einbezogen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kam es zu einigen Treffen mit Sozialdemokraten, die von hohem Respekt gekennzeichnet waren. Auch sein Kölner Widerpart Konrad Adenauer suchte Kontakt mit Sollmann. Insgesamt aber sind diese Jahre mehr von der Erinnerung an gemeinsames politisches Erleben gekennzeichnet als von zukunftsorientierter Einbeziehung in politische Diskussionen. Folgerichtig widmet Ebert der Zeit nach 1945 kein eigenes Kapitel.

Für Ebert ist Sollmann zeitlebens der von der Lebensreform geprägte Querdenker, der ein Anhänger einer »Volksgemeinschaft« im demokratischen Sinne ist, ohne dass dies thematisiert wird. Ebert hat ein sehr umfassendes Lebensbild vorgelegt, das sich immer an den Zeitumständen orientiert, die er auf einer guten Quellenkenntnis analysiert. Für die Geschichte der SPD, die politische Geschichte der Weimarer Republik und insbesondere die Kölner Lokalgeschichte ist diese Biografie unverzichtbar.

Thomas Deres, Bergisch Gladbach

»Man hat mir gesagt, meine Augen waren blau.« 125 Jahre Rheinischer Blindenfürsorgeverein 1886 Düren, hg. vom Landschaftsverband Rheinland (Rheinprovinz). Dokumente und Darstellungen der rheinischen Provinzialverwaltung und des Landschaftsverbandes Rheinland 20), Düren: Hahne & Schloemer 2013, 416 S., zahlr. farb. Abb., 29,95 Euro.

In der Geschichte der sogenannten »Blindenfürsorge« hat die Stadt Düren einen ganz besonderen, weit über das Rheinland hinausreichenden Ruf, denn bis heute unterhält der »Rheinische Blindenfürsorgeverein 1886 Düren« – kurz RBV – dort renommierte Ausbildungs-, Wohn- und Pflegeeinrichtungen wie das Anna-Schoeller Haus, das Rheinische Blindenheim oder die Louis-Braille-Schule mit Internat. Der Geschichte, der Praxis und den Leistungen sowie den entscheidenden Akteurinnen und Akteuren dieser Einrichtungen widmen sich in dieser aus Anlass des 125-jährigen Bestehens des RBV vorgelegten Festschrift 17 ganz unterschiedliche Beiträge, die jedoch zusammengekommen wesentlich mehr als eine Buchbindersynthese bieten.

Zum Auftakt verdeutlicht RBV-Geschäftsführer Hans-Joachim Zeißig das Selbstverständnis und die sich in jüngster Vergangenheit wandelnden Rahmenbedingungen und Ansätze mit ihren Auswirkungen auf die gegenwärtige Arbeit des Vereins; als Stichworte seien Empowerment, Partizipation, »Begleitung und Unterstützung statt Betreuung und Pflege«, »weitgehende Selbstbestimmung statt Fremdbestimmung«, »Inklusion statt Segregation« (S. 22) genannt. Die historisch ausgerichteten Beiträge werden von Axel Heinrich Murken mit einem Überblick über die gesellschaftliche Perzeption von Blinden und Blindheit sowie die augenmedizinischen Therapien von der Antike bis ins 19. Jahrhundert eingeleitet, und Friedrich Drees widmet sich der Entwicklung der Blindenfürsorge sowie der Sozial- und Behindertenpolitik in Preußen, in der Rheinprovinz und in Nordrhein-Westfalen bis zur Gegenwart. Nachdem auf diese Weise wesentliche Kontexte verdeutlicht wurden, »zoomen« die folgenden Beiträge auf Düren.

Die Geschichte der 1845 gegründeten Dürener Blindenanstalt, die 1863 zur »Provinzial-Anstalt« erhoben wurde und »die bildungsfähigen Blinden der Rheinprovinz« erziehen, ausbilden und »zu nützlichen Bürgern des Staates« (S. 91) bilden sollte, ihren ab 1868 tätigen Direktor Wilhelm Mecker – ein »Macher, der »eine paternalistisch-autoritäre Haltung einnahm« (S. 99), seine entlassenen »Zöglinge« auch nach dem Abschluss der Schule im Blick behielt und den Ausbau seines Instituts massiv vorantrieb – sowie die Geschichte des 1886 gegründeten »Vereins zur Fürsorge für die Blinden der Rheinprovinz nach ihrem Austritte aus der Dürener Provinzial-Blindenanstalt«, das heißt des Vorgängers des RBV, werden in einem umfangreichen und detailreichen Aufsatz von Bernd Hahne bis zum Ersten Weltkrieg dargestellt. Er verdeutlicht zudem die finanzielle Situation des Vereins, seine Arbeit, kritische Entwicklungen und den Aufbau neuer Einrichtungen – darunter auch die »Blinden-Werkstätte« und das Mädchenheim in Köln (S. 122 ff.) oder das 1899 eröffnete Annaheim (»Rheinisches Blindenasyl«) in Düren, das der Stadt die Bezeichnung »Schutzstadt der Blinden« einbrachte (S. 160). Anschließend verfolgt Peter Staatz die Blindenfürsorge in Düren während des Ersten Weltkriegs und in der Zeit der Weimarer Republik. Unter dem Titel »Blindheit und »Brauchbarkeit« hat Horst Wallraff einen umfanglichen und aufschlussreichen Aufsatz beige-steuert, der die Tätigkeit des RBV im NS-Staat – anders als in der Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum 1986, als die NS-Zeit weitgehend verschwiegen wurde – sehr genau unter die Lupe nimmt. Dabei treten neben der bemerkenswerten Tatsache, dass Akteure wie Blindenanstaltsdirektor Hubert Horbach oder der Lehrer Aloysius Kremer Mitglieder der NSDAP wurden, insbesondere die Ausrichtung der Tätigkeiten an Kategorien wie »Brauchbarkeit« oder »Minderwertigkeit« deutlich hervor wie auch Beispiele der angestrebten und/oder erfolgten Zwangssterilisierung von blinden Menschen nach dem »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«.

Die Entwicklung des RBV von 1945 bis zur Gegenwart legen Jan Schiffer und Franz Weingartz dar, eigene Beiträge sind der Louis-Braille-Schule (Wolfgang Franz), der Umschulungsstätte für Späterblindete und dem Berufsförderungswerk (Manfred Ersing; Friedrich Schröder), dem Anna-Schoeller-Haus (Friedrich Schröder), der Blindenselbsthilfe (Lothar Schubert), der Geschichte Dürens, der städtischen Blindenfürsorge und den historischen Gebäuden (Helmut Krebs), der Augenheilkunde (Wolfgang Hagenau) sowie der KG »Löstige Jonge« (Ude Ruland) gewidmet.

Die sehr ansprechend gestaltete und hervorragend bebilderte Festschrift des RBV stellt alles andere als eine schlichte Jubelschrift dar. Es handelt sich vielmehr um eine gründliche, sehr lesenswerte und gelungene Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und somit zugleich um einen wichtigen Beitrag zur Sozialgeschichte des Rheinlands; der im Vorwort von LVR-Direktorin Ulrike Lubek formulierte Anspruch, einen »Meilenstein bei der Aufarbeitung der 125-jährigen Geschichte im Umgang mit blinden und sehbehinderten Menschen« (S. 7) vorzulegen, wird eingelöst.

Stefan Wunsch, Vogelsang

Wolfgang Schmid (Hg.) im Auftrag des Eifelvereins: Festschrift 125 Eifelverein (1888–2013). Band 1: Der Eifelverein auf seinem Weg durch die Geschichte, Düren: Verlag des Eifelvereins e. V. 2013, 344 S., zahlr. s/w und farb. Abb., 12,95 Euro; Band 2: Die Eifel – Beiträge zu einer Landeskunde, Düren: Verlag des Eifelvereins e. V. 2013, 304 S., zahlr. s/w und farb. Abb., 12,95 Euro (beide Bände zusammen: 24,00 Euro).

Anlässlich seines 125-jährigen Bestehens legte der Eifelverein, der mit seinen heute rund 25.000 im Hauptverein sowie in zahlreichen Bezirks- und Ortsvereinen organisierten Mitgliedern zu den bedeutenden Wander-, Kultur- und Heimatvereinen zählt, die hier vorzustellende zweibändige, sehr informative Festschrift vor. Sie steht als fünfte in einer Reihe von Festschriften sehr unterschiedlicher inhaltlicher Ausrichtung und Qualität, die der Verein 1913, 1948, 1973 und 1988 herausbrachte.

Band 1 des neuen Werks ist chronologisch aufgebaut und einer ausführlichen, wissenschaftlich aufgearbeiteten Geschichte des Hauptvereins und der Entwicklung seiner vielfältigen Aktivitäten gewidmet. Dies führt den Leser sozusagen von der bei der Gründung 1888 in Bad Bertrich formulierten Zielsetzung der Förderung der Eifel in »landwirtschaftlicher, gewerblicher und wissenschaftlicher Hinsicht« (S. 29) über das immer wichtiger werdende Wandern, den Tourismus und den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur, die Lobby-Arbeit für ›die‹ Eifel und den Verein, zugleich den Landschaftsschutz sowie die Jugendarbeit und schließlich den Umweltschutz und die Denkmalpflege zu heutigen Schwerpunkten im Bereich unterschiedlicher ›Outdoor-Aktivitäten‹ oder als Verlag. Man erfährt dabei nicht nur viel über entscheidende Akteure, wichtige Netzwerke und die politische Dimension des Vereins, sondern auch die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Mittelgebirgsregion spiegeln sich mehr oder weniger deutlich wieder. Während die ersten drei Kapitel sich an Zäsuren der politischen Geschichte orientieren und den Verein während des Kaiserreichs (Björn Juchem), in der Weimarer Republik (Dirk Lukaßen) und in der NS-Zeit (Peter Neu) porträtieren, folgt die Gliederung der drei folgenden und jeweils von Wolfgang Schmid verfassten Kapitel über die Zeit ab 1945 den jeweiligen Amtszeiten der Vorsitzenden Ludwig Rintelen (1945–1954), Josef Schramm (1954–1973) und Konrad Schubach (1973–1991). Die Jahre von 1991 bis zur Gegenwart werden in der historischen Darstellung und Analyse nicht zuletzt aufgrund der »zeitliche[n] Nähe« (S. 9) ausgespart. Ein Essay von Eifelvereins-Geschäftsführer Manfred Rippinger über die gegenwärtige Situation des Vereins und denkbare Zukunftsstrategien beschließt den ersten Band.

Aufgrund einer schwierigen Quellenlage bilden Publikationen, insbesondere das Eifelvereinsblatt sowie die vom Verein herausgegebenen Jahrbücher, die wesentliche Quellengrundlage dieser Vereinsgeschichte, sodass durchaus Forschungsbedarf bestehen bleibt – etwa hinsichtlich der Sozialstruktur der Mitglieder, zu den Unterschieden zwischen den Ortsgruppen in der Eifel und in den Großstädten, etwaigen Zielkonflikten zum Beispiel zwischen Tourismusförderung und Verkehrserschließung der strukturschwachen Region einerseits und Landschafts-, Umwelt- beziehungsweise Denkmalschutz auf der anderen Seite oder gewissen Entscheidungsprozessen. Herausgegriffen seien an dieser Stelle zwei bemerkenswerte Punkte: Peter Neu stellt den Eifelverein in

der NS-Zeit nun bereits zum zweiten Male vor, nur wurde sein Beitrag in der 1988er-Festschrift insbesondere mit Rücksicht auf den zu diesem Zeitpunkt noch lebenden Josef Schramm zensiert. Hier arbeitet er klar heraus, dass der Eifelverein sich sehr zügig hinter die Ziele des NS-Staates stellte, ja sich geradezu anbot, beispielsweise das »deutsche Wandern« (S. 91 ff.) propagierte und sich schnell in das Gegenteil eines »unpolitischen Wanderverein[s]« (S. 94) verkehrte. Die Lektüre der von Wolfgang Schmid verfassten Kapitel verdeutlicht keineswegs nur die spätestens mit den »Wirtschaftswunderjahren« einsetzende neuerliche Erfolgsgeschichte des Eifelvereins in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern auch, dass der Verein sich zuvor sozusagen selbst »entnazifizierte« (S. 115), das heißt seine »Nähe zum Nationalsozialismus« verschwieg, die eigene Rolle und das eigene Agieren in den »schweren Zeiten« (S. 118) nicht hinterfragte, ja geradezu die »[...] Fakten der Geschichte zurecht[bog]« (S. 115). Angesichts des zeitgenössisch verbreiteten Beschweigens kann dies zwar nicht verwundern, aber Schmid arbeitet in diesem Kontext auch die Kontinuitäten in Führungspersonal, Vorstand und einigen Entscheidungsprozessen der Nachkriegszeit deutlich heraus (zum Beispiel S. 120 f., 130 f.). Zugleich macht dieser Band abermals klar, dass eine wissenschaftliche Biographie des hochinteressanten, ambivalenten Machers und Multifunktionärs Josef Schramm (unter anderem Landrat des Kreises Schleiden, NSDAP-Mitglied, »graue Eminenz« und langjähriger Vorsitzender, Netzwerker und Strippenzieher par excellence im »System Schramm«, S. 149 ff., S. 226) ein großes Desiderat darstellt.

Konzeptionell knüpft Herausgeber Wolfgang Schmid mit Band 2 an die 1913 zum 25-jährigen Jubiläum herausgebrachte Festschrift an, indem er 16 wissenschaftliche Essays zu unterschiedlichen Aspekten einer Landeskunde der Eifel versammelt: In der ersten Sektion »Landschaft und Geschichte« wird die Eifel zunächst in naturräumlicher Sicht umrissen (Heinz Fischer), von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert werden Landschaft, Bodenschätze und Bewohner skizziert (Franz Irsigler), sodann wird die Genese der Kulturlandschaft vorgestellt (Klaus Fehn) und die Frage aufgeworfen, in welcher Hinsicht die Eifel als »Zwischen-Raum« zwischen Köln, Bonn, Aachen, Trier und Koblenz zu betrachten sei (Gert Fischer). Mit der Brauchkultur (Alois Döring) wird die zweite Sektion über »Identität und Mentalität« eröffnet, die mit Beiträgen über den kulturellen Wandel in der Eifel seit 1950 (Dagmar Hänel), das Bauen, Siedlungen und die Nutzungen von Bauten in der Südeifel (Marie-Luise Niewodniczanska) und die Eifel in der deutschen Gegenwartsliteratur anhand der Autoren Norbert Scheuer und Michael Lentz (Josef Zierden) fortgesetzt wird.

In der dritten Sektion über »Städte und Burgen – Herrschaft und Krieg« stellt Margret Wensky die Eifel anschaulich als Städtelandschaft vor, indem sie vom Mittelalter bis zur Gegenwart 48 Städte und gefreite Orte (Düren einbezogen) analysiert, während sich Alexander Thon den Burgen der Eifel und dem Stand ihrer Erforschung widmet. Beschlossen wird die Sektion mit einem Aufsatz von Christina Threuter über die Architektur und die Bauplastik in der NS-Ordensburg Vogelsang »im Dienst der nationalsozialistischen Körperpolitik«.

Die folgenden Sektionen behandeln die Themen der Verkehrserschließung der Eifel mit dem Schwerpunkt der Autobahnen (Peter Burggraaf/Klaus-Dieter Kleefeld) sowie

den Tourismus (Jürgen Haffke/Franz-Josef Knöchel), den Wandel der Landwirtschaft seit 1945 (Peter Burggraaf/Klaus-Dieter Kleefeld) sowie die Bevölkerungsentwicklung (Günter Ickler) einschließlich von Aus- und Abwanderung zwischen 1815 und 1945 (Rainer Graafen).

Reich – wenn auch oft sehr, sehr klein – bebildert und viele lesenswerte (manchmal mehr aus der rheinlandpfälzischen, manchmal mehr aus der nordrheinwestfälischen, selten aus belgischer Sicht blickende) Texte umfassend, liegt mit den beiden Bänden insgesamt ein wichtiger Beitrag zur Regionalgeschichte vor, der letztlich auch ein Schlaglicht auf den »Mythos Eifel« – so Wolfgang Schmid in seiner Einleitung zu Band 2 (S. 8) wirft und hoffentlich weitere Forschungen befördern wird.

Stefan Wunsch, Vogelsang

Hermann-Josef Scheidgen (Hg.): Ein Jahrhundert Nächstenliebe. Die Geschichte des Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln e. V., Köln: J. P. Bachem Verlag 2017, 168 S., Abb., 19,95 Euro.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gründeten sich zahlreiche katholische Vereine, die sich der Wohltätigkeit widmeten. In Köln – wie auch andernorts – sind diese Zusammenschlüsse unter den Namen Elisabeth- oder Vincenz-Konferenzen bekannt. Hinzu kamen viele Ordenskongregationen, die sich meist der Wohltätigkeit in Form von Krankenpflege, aber auch der Arbeit in Anstalten für soziale Arbeit verschrieben. Eine Spezialisierung war Ende des Jahrhunderts zu beobachten mit den verschiedenen Vereinen für »gefallene Mädchen«, Jünglingsvereinen oder Einrichtungen für Waisenkinder. Die Zahl der Zusammenschlüsse, die dem Subsidiaritätsprinzip im Sinne der katholischen Soziallehre verpflichtet waren, hatte Ende des 19. Jahrhunderts eine Größe erreicht, dass über eine Vernetzung oder besser einen Zusammenschluss auf lokaler Ebene und später auf Reichsebene nachgedacht werden musste. Die katholische Kirche wirkte zunächst als Hemmschuh, da sie unabhängige Laienbewegungen beargwöhnte. Zwar rief Lorenz Werthmann aus Freiburg 1897 in Köln den »Charitasverband für das katholische Deutschland« ins Leben, doch sollte es in Köln noch bis 1916 dauern, bis eine Organisation auf Diözesanebene geschaffen werden konnte.

Die Entwicklung des »Diözesan-Charitasverbandes für das Erzbistum Köln« zeichnet Hermann-Josef Scheidgen unter tatkräftiger Mitwirkung von Anne Ostermann weitgehend als Organisationsgeschichte in acht Kapiteln für rund 80 Jahre nach. Die Zeit ab den 1990er-Jahren mit den Weichenstellungen für die aktuelle Arbeit des Verbandes beschreibt Johannes Bernhauser im letzten Abschnitt.

Die Kapitel sind weitgehend an den politischen Zäsuren angelehnt: Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg. Einem Kapitel über die direkte Nachkriegszeit, in der der Verband schon bald wieder über 2.500 Einrichtungen zählte, folgen Untersuchungen über die Professionalisierung der Laienarbeit und die notwendigen »Modernisierungen« angesichts der Entkirchlichung der Gesellschaft und der in den Vordergrund tretenden wirtschaftlichen Ausrichtung der

sozialen Arbeit seit den 1960er-Jahren. Es kann nicht erwartet werden, dass eine Jubiläumsschrift eines Wohlfahrtsverbandes eine Sozialgeschichte ersetzt, doch verweisen Scheidgen und Ostermann immer wieder auf die soziale Situation und die daraus resultierenden Einflüsse auf die Geschichte des Caritasverbandes. Dass die Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus noch einer detaillierten Untersuchung bedarf, sei hier als Desiderat angemerkt. Überhaupt zeigt die Schrift immer wieder, wie wenig die Besonderheit des starken katholischen Engagements im Kontext der seit der Zeit um 1900 einsetzenden verstärkten kommunalen Maßnahmen in der sozialen Arbeit bisher in der Forschung genauer in Betracht gezogen wurde.

Thomas Deres, Bergisch Gladbach

Wiebke Hoppe/Wolfgang Wegener: Archäologische Kriegsrelikte im Rheinland. Mit Beiträgen von Christoph Keller, Christiane Schmidt und Claus Weber (Führer zu archäologischen Denkmälern im Rheinland 5), Essen: Klartext Verlag 2014, 356 S., zahlr. farb. Abb., 17,95 Euro.

Die archäologische Erforschung von Kriegsrelikten des 20. Jahrhunderts gilt in Deutschland im Vergleich zu den Nachbarländern als noch recht junger Forschungszweig. So ist es durchaus bemerkenswert, dass der Landschaftsverband Rheinland im Kontext des großen LVR-Verbundprojektes »1914 – Mitten in Europa. Das Rheinland und der Erste Weltkrieg« von 2011 bis 2014 eine systematische archäologische Erfassung und Erforschung von Kriegsrelikten des letzten Jahrhunderts erarbeitet hat: Unter dem Titel »Inventar der archäologischen Relikte des Ersten und Zweiten Weltkriegs sowie des Kalten Kriegs im Rheinland« hat das LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland in Kooperation mit dem Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e. V. das Vorhaben durchgeführt und entsprechende Bodendenkmäler nicht nur »lokalisiert, dokumentiert und in einem digitalen Inventar archiviert«, sondern auch »mehr als 250 Objekte« neu erfasst. »Ein Inventarprojekt, das sich in dieser Ganzheitlichkeit mit den Kriegsrelikten des 20. Jahrhunderts beschäftigt, ist bislang in Deutschland singulär« (S. 19), hebt Wiebke Hoppe hervor. Der LVR knüpft damit zugleich an die wichtigen Arbeiten von Manfred Groß an (vor allem: Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel, Köln 1989).

Der hier vorzustellende handliche Führer ist eines der Ergebnisse, die das Inventar-Projekt für Geschichtsinteressierte sozusagen »zutage gefördert« hat. Die einleitenden Essays im ersten Teil des Bandes informieren über das Inventar-Projekt allgemein (Wiebke Hoppe), knapp über die (kriegs-)geschichtlichen Ereignisse im Rheinland (Wolfgang Wegener) und schließlich über die im Projekt bearbeiteten Kriegsrelikte (Hoppe/Wegener), die als sehr unterschiedlich gelten dürfen und zum Teil Kontinuitäten der militärischen Nutzung seit der Frühen Neuzeit oder dem 19. Jahrhundert aufweisen: So wurden Einrichtungen der militärischen Infrastruktur, das heißt Kasernen (zum Beispiel die Husarenkaserne in Krefeld, S. 157 ff.), Truppenübungsplätze (beispielsweise Wahner Heide, S. 297 ff., oder auch die Wüstung Wollseifen

bei Vogelsang, S. 237 ff.), Feld- und Eisenbahnen (strategische Bahnlinie bei Rheinbach, S. 327 ff., oder die Vennbahn, S. 190 ff.) ebenso erfasst wie Objekte der militärischen Luftfahrt (zum Beispiel aus dem Kalten Krieg der Autobahn-Notlandeplatz bei Alpen, S. 135 ff., oder der Luftschiffhafen Düren-Distelrath aus dem Ersten Weltkrieg, S. 208 ff.), Raketenstellungen (Raketenstation Hombroich, S. 172 ff., oder die V1-Feuerstellung Lommersdorf, S. 254 ff.), Sendeanlagen (etwa die Feuerleitstelle Sonsbeck, S. 108 ff.), Munitionsanstalten und -depots (zum Beispiel die Königlichen Werke Siegburg, S. 309 ff.) und Scheinanlagen (etwa die Kruppsche Nachtscheinanlage auf dem Rottberg zwischen Essen und Velbert, S. 163 ff.). Unter der Rubrik Befestigungen finden sich Garnisonsstädte (zum Beispiel die Festungsstädte Wesel, S. 114 ff., und Köln, S. 283 ff.), Feldbefestigungen und Feldstellungen (etwa im Reichswald aus beiden Weltkriegen, S. 86 ff. und S. 89 ff.), Landbefestigungen am Niederrhein (aus dem Ersten Weltkrieg bei Emmerich, S. 80 ff.), Objekte des Westwalls (etwa im Buhlert zwischen Nideggen-Schmidt und Simmerath-Strauch, S. 198 ff.) und Feldstellungen des Zweiten Weltkriegs (im Hürtgenwald, S. 216 ff.).

Unter »Einrichtungen der Kriegs- und Rüstungsindustrie« kann man zum Beispiel auch auf das Zwangsarbeiterlager der Firma Aero-Stahl auf der Ofenkaul bei Königswinter stoßen (S. 333 ff.), die – wie die lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter durch das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln und die »Projektgruppe Messelager« aufzeigen, dies möchte man ergänzen – zunächst in Köln-Porz produziert hatten und wohl Anfang 1944 zum Teil in das polnische Andrychow verlegt wurden, bevor Maschinen und Arbeitssklaven schließlich zurück verbracht und dann auch in das genannte Lager bei Oberpleis ausgelagert wurden.

Als »kriegsbedingte Relikte« werden hier Bombenkrater und -teppiche (etwa im Rheinbacher Stadtwald, S. 330 ff.) geführt, zudem Luftschutzanlagen (zum Beispiel der 2010 in Kerpen-Horrem wiederentdeckte Luftschutzraum, S. 41), Lager wie das Jülicher Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager in der Nähe des Iktebachs (S. 202 ff.), Friedhöfe (Kriegsgräberstätte Mariawald, S. 229 ff.) und Ehrenmale (britischer Ehrenfriedhof Rheinberg, S. 137 ff.).

Mit dem zweiten Teil des Bandes kann sich der Benutzer somit zu einer Auswahl von 73 teils recht bekannten, teils sicherlich kaum oder nur lokal beziehungsweise nur Fachleuten bekannten Fundplätzen von Emmerich bis Lommersdorf auf den Weg machen. Die 73 Objekte sind auf vier hilfreichen Fundplatzkarten verzeichnet und werden in einzelnen Beiträgen, die wiederum mit Hinweisen zur Anreise, zur Begehrbarkeit und zur Barrierefreiheit versehen sind, mit kurzen Texten vorgestellt. Diese erläutern das jeweilige Objekt und kontextualisieren knapp seine Entstehung und Nutzung; einzelne Versehen, die dem Rezensenten aufgefallen sind, hier zu listen, hieße angesichts der Vielzahl der behandelten Kriegsrelikte zu beckenmessern. In der Regel sind die Relikte in übersichtlichen Kartenausschnitten eingezeichnet, einzelne Objekte oder Details werden mit aktuellen oder historischen Fotos oder auch Laserscans veranschaulicht. Sehr zu begrüßen ist die Einbeziehung von Objekten des Kalten Krieges, genannt seien der Atombunker der Landesregierung NRW (Kall-Urft, S. 244 ff.) oder das riesige Munitionsdepot Brüggen-Bracht (S. 151 ff.).

Festzuhalten ist zum einen, dass der nützliche Band Interessierten eine Hilfe sein wird, sich die unterschiedlichen Kriegsrelikte zu erschließen, und vielleicht wird er auf diesem Weg angeregt, sich auch mit geschichtswissenschaftlicher Literatur zum Kontext – den Ereignissen und den handelnden Menschen – zu befassen. Zum anderen zeigt der Band geradezu modellhaft, dass eine – hier: archäologische – Fokussierung auf kriegsgeschichtliche Objekte (und Vorgänge) nicht gleichbedeutend mit der manchen anderen Machwerken, insbesondere einigen sogenannten »militärgeschichtlichen Reiseführern«, eigentümlichen Tendenz zur Heroisierung beziehungsweise Verherrlichung sein muss.

Stefan Wunsch, Vogelsang